

POLEN

Die Polenreise war damals in ein aufgewühltes Jahr gefallen. Von Lena hatte sich Marc im Frühjahr nach einer missratenen Geburtstagsnacht endgültig losgesagt, die beidseitig auch als Schritt zur Versöhnung gedacht war, aber dann die ganze Entfremdung zeigte. Der Komfort des Nachtlagers, das lange Ausschlafen am Morgen waren ihr so viel wichtiger gewesen war als Sex, als das gegenseitige Schenken von Lust, was ihn noch einmal tief frustriert, ja verletzt hatte. Lena hatte seine Enttäuschung so wenig wahrgenommen, dass sie die SMS-Nachricht erst nach drei Tagen geöffnet hatte. In diesen drei Tagen hatte sich seine Trennungsentscheidung dann verdichtet.

Ein paar Monate später hatte sie sich mit ihrem Chorfreund Robert zusammengetan. Bei Carl Orffs »[Carmina burana](#)«, bei Oratorien oder den alljährlichen Benefiz-Bach-Kantaten, hatten sie alle vier immer wieder zusammen musiziert, auch Ella.

Die Villa, der Wawel



Es wurde viel gebaut am Krakauer Flughafen, der nach dem polnischen Papst benannt war. Am nördlichen Rand der Altstadt im Hotel angekommen, wies man Ella und Marc ein neues Quartier zu, das wohl irgendwelche Sterne-Kriterien nicht erfüllte, wegen des etwas langen Fußwegs seinen Rollkoffer ein Rad kostete, aber am Ende viel aufregender und

schöner war als das gebuchte: in der kleinen Gołębia-Gasse ganz in der Nähe des Rynek Główny mit seinen Renaissance-Tuchhallen und dem leicht schiefen Rathausurm, der frei daneben stand. Von diesem riesigen Marktplatz hatte schon Lena nach einer Reise mit ihrem Chor geschwärmt. (Weder sie noch Robert waren mit in Auschwitz gewesen, obwohl die Chor-Organisatoren das als Beiprogramm angeboten hatten. Marc hatte das nicht verstanden.)

Das Zimmer war groß, hatte zwar keinen Fernseher, vielleicht der Grund für fehlende Sterne, aber es hatte schöne altmodische Möbel und ein Fenster zum Hof. Dort gab es nach der Hitze des Tages bis tief in die Nacht Café-Betrieb, der eher kneipenhaft war. Ella machte sich schon am ersten Abend lustig über einen Schwadronneur, der offenbar Stammgast war. Sie konnte seinen stehenden Spruch, in dem sie das Wort »Europa« heraushörten, bald sehr gekonnt nachmachen.

Sie ließen den Platz auf sich wirken, der mitten im kontinentalen Osteuropa ein ähnlich mildes mediterranes, jedenfalls südliches Flair ausstrahlte wie die Flanierstraße Grodska auch, die zum Fuß des Burgbergs Wawel und zur anderen Seite hin ins einstige jüdische Quartier Kazimierz führte. Auf halber Höhe zum Wawel, das Reiterstandbild des Nationalhelden Tadeusz Kościuszko schon im Blick, machten sie wegen der Dunkelheit kehrt. Die Straßenmusik drunten war nicht besser als in anderen Städten, von einer grazilen Geigerin abgesehen, die mit verschattetem Blick sehr passabel Bachs unglaubliche [Chaconne](#) spielte. Sie lauschten lang.

Die Alkoholläden mit ihrer Leuchtreklame, rund um die Uhr geöffnet, sollten fortan zu jedem polnischen Stadtbild gehören. Kazimierz und seine restaurierten Straßen waren Kulisse für Steven Spielbergs Film »Schindlers Liste« gewesen. Wie so viele Viertel dieser Art hatte es längst die Szene mit ihren trendigen Bars und Restaurants, schicken Galerien und Boutiquen erobert. Aber es gab noch Jüdisches. Am Jüdischen Zentrum neben der Tempel-Synagoge war auch am späten Abend noch viel Betrieb.

»Roman Polanski«, erzählte er ihr, »hat auch hier gelebt mit seiner Familie. Irgendwie ist der als Junge wohl rausgewitscht durch den Ghetto-Zaun, wenn ich mich recht entsinne. Ich habe das bei seinem 'Pianisten' immer vor Augen gehabt, auch wenn die Geschichte im Warschauer Ghetto spielt. Du erinnerst dich?«

»Ja, klar«, antwortete Ella, »das ist einer von den Filmen, die man nicht vergisst.«

»Aber du weißt, dass Polanski auch als Kinderschänder gilt«, fuhr er vorsichtig fort. »Er soll irgendwann nach dem Manson-Mord an seiner schwangeren Frau, Sharon Tate hieß sie, glaub' ich, eine Minderjährige betrunken gemacht und dann vergewaltigt haben, oder jedenfalls quasi vergewaltigt. Er kam wohl kurz in den Knast deswegen. Aber weil da ein Verfahren weiterlief, kann er wohl bis heute nicht in die USA einreisen. Du hast das mitgekriegt?«

»Nein, das war mir nicht geläufig«, sagte Ella.

»Vielleicht sollte man ein bisschen gnädig sein mit so einem und nach so langer Zeit. Ich meine auch gelesen zu haben, dass das Mädchen von damals ausdrücklich keine weitere Bestrafung will.«

»Nein, keine Vergebung für so einen, wenn das stimmt. Keine Gnade, null! Für mich ist der gestorben. Ich schau' mir auch keinen Film mehr an von dem. Nicht mal mit Ghetto und Holocaust kann man so etwas entschuldigen«, entschied sie kategorisch, und Marc erschrak ein wenig über das Unerbittliche, die Härte und Kälte in Ellas Stimme.

Zu Fuß machten sie sich am anderen Morgen früh wie immer auf. Frühstück gab es in der Altstadt-Dependance der Pension nicht. Der Rynek war ganz anders belebt und anders beleuchtet als in der Hitze der Nacht.



Die Marienbasilika mit ihren ungleichen Türmen, die am Vorabend so unbehelligt etwas abseits im Nachtschatten gewacht hatten, rückte jetzt heran. Glocken läuteten. Zur vollen Stunde blies vom Turm ein Trompeter. Die abbrechende Melodie soll an einen Wächter und seinen Alarm erinnern, der beim Mongolensturm anno 1241 mitten in seiner Fanfare von einem Pfeil durchbohrt worden war. Heldengeschichte für Marc, auch das.



Es war ein ruhiger Sonntag, auch im Kazimierz. Mit dem alten jüdischen Friedhof neben der alten Remuh-Synagoge wurde Geld verdient, als müsse man neben dem nötigen Unterhalt auch Vorurteile fördern. Alles war ruhig an der Alten Synagoge mit ihren eigenartigen weißen Sheddach-Vorbau.

Still standen die Stühle als berührendes Denkmal auf dem »Platz der Ghettohelden«, schon jenseits der Weichsel, der früher »Platz der Einheit« geheißen hatte. Die deutschen Besatzer hatten ihn nach der brutalen Räumung des Ghettos zum Sammelplatz für die Deportationen gemacht - wie in Warschau den »Umschlagplatz«. Reste der Ghetto-Mauer waren nicht weit davon neben einem Spielplatz noch erhalten geblieben. Sie glichen jüdischen Grabsteinen.

Im streng katholischen Polen waren die Läden, vom 24-Stunden-Alkohol abgesehen, natürlich geschlossen am Sonntagmorgen, auch die Märkte an der Ausfallstraße nach Płaszów. Sie hätten etwas in den Bauch gebrauchen können über die Kräcker hinaus, die sie als Notration zum Nescafé gefrühstückt hatten. Der Weg war doch noch weit gewesen zum einstigen KZ des monströsen Kommandanten Amon Göth, und er war nicht ausgeschildert. Fast eine Stunde zu Fuß. Marc hatte von seiner ersten Polenreise erzählen können, noch zu kommunistischen Zeiten: wie ihn damals der gemütliche Antisemitismus vieler Polen zutiefst irritiert hatte, wo er doch mit sühnevollem Herzen in das Land gefahren war, das die Nazi-Barbarei (neben den Tschechen) als erstes und (nach den Russen oder den »Sowjetvölkern«) am schlimmsten heimgesucht hatte. Polen und Polens Juden, das war eben nicht eins.

»Lidl und Aldi, fast wie daheim«, sagte Ella. »Lauter deutsche Läden, leider geschlossen.«

»Ja, beim Geld hört eben die Feindschaft auf«, meinte Marc. »Mich wundert diese grassierende Deutschfreundlichkeit der Polen eh, nach allem, was denen von uns angetan worden ist. Fast so wie die der Israelis. Die Jungen, Enkel oder Urenkel der Shoah-Überlebenden, sie strömen nach Berlin, ins Zentrum des Bösen. Versteh' das, wer will. Ich nicht. Franzosen, Italiener, Engländer, die hatten selber genug faschistischen Dreck am Stecken. Da kriegt man Versöhnung vielleicht irgendwie hin.«

»Die Engländer auch? Findest du?«, wandte Ella ein.

»Ja, auch die Engländer«, gab Marc zurück. »Wenn Winston Churchill nicht gewesen wäre oder die neuen Royals damals, dann hätte vor allem die ganze nazi-verseuchte Oberschicht der Briten Oberwasser gehabt. King Edward, der seiner Wallis Simpson wegen auf den Thron verzichtet hatte, der war glühender Nazi und Hitler-Verehrer. Hat ihm nach der Abdankung auf dem Berchtesgadener Berghof die Aufwartung gemacht. Winifred Wagner, Hitlers britische Muse in Bayreuth, Richards Schwiegertochter, das war eine Nationalsozialistin des vollen Herzens. Irgendein Motorsport-Funktionär, der neulich wegen Nazi-Kluft als angeblich spaßiger Verkleidung Ärger bekommen hat, wie Prinz Harry übrigens auch, ist Sohn vom Chef der damaligen britischen Nazis. Moisley oder so. Die waren stark, richtig stark seinerzeit.«

»Und dass Hitler England dann doch nicht angriff«, fügte er nach einer kleinen Pause an, »das hatte nicht nur mit der verlorenen Luftschlacht zu tun, sondern auch mit den Sympathien der Briten, auf die er eigentlich bauen wollte und konnte. Und mit Rudolf Heß natürlich, Führers Stellvertreter. Der war zwar wirklich gaga im Kopf. Aber sein verrückter Schottland-Flug war wohl tatsächlich beseelt vom tiefen Wunsch, mit den britischen Brüdern Frieden zu schließen - gegen Bolschewisten und Juden, die wahren Feinde des deutschen Volks«.

Die letzten Worte hatte er im Tonfall der Hitler-Reden skandiert, was Ella immer unangenehm berührte. »Seit Fönfohrföndfönfzig wirrd jetzt zur-röckgeschossen. Und von jetzt an wird Bombe mit Bombe verrgolten...« Kaum jemand wisse, dass diese berühmte Kriegserklärung Hitlers fast beiläufig erst irgendwo in der Mitte einer mehrstündigen Rede in der Krolloper gefallen sei, dem Tagungsort des Pseudo-Reichstags, erzählte er. Und dass für den deutschen Beschuss der Danziger Westerplatte durch die Schiffskanonen der Schulschiffs »Schleswig-Holstein«, den Angriff auf die Polnische Post oder das ikonische Beiseiteschieben des polnischen Schlagbaums durch deutsche Landser tatsächlich die Uhrzeit 4.45 anzusetzen war, was immerhin ein paar Historiker auf dem Schirm hätten.

Und kaum jemand wisse, fuhr Marc fort, dass die erste Kriegshandlung schon um 4.37 Uhr die Zerstörung des polnischen Städtchens Wieluń in drei Wellen gewesen war, ausgeführt von den Stuka-Staffeln der Luftwaffen-Geschwader 76 und 77 mit je 29 Flugzeugen des Typs Ju 87 - das seien die heulenden Dinger mit den Gamaschen an den Vorderrädern - aus dem steirischen Graz und den schlesischen Standorten Brieg und Breslau. Ein Krankenhaus war das erste Ziel. Ungefähr 1 200 Menschen starben, der Ort sei so völlig zerstört worden, wie später deutsche Städte wie Pforzheim völlig zerstört wurden, sagte er. Wie Jahre zuvor das baskische Guernica. Und wie kurz darauf Warschau.

Man hätte als erste Kriegshandlung auch ein abgebrochenes Kommandounternehmen werten können, fügte Marc an, das einem wichtigen Eisenbahntunnel auf der sogenannten Zackenstrecke zwischen Hirschberg und der Tschechoslowakei im Riesengebirge am Jablunka-Pass galt, seine Sprengung verhindern sollte und so geheim war, dass es nach mehrfachen Verschiebungen des Überfalls durch Hitler nicht mehr rechtzeitig abgeblasen werden konnte.

»Die einzigen«, fuhr Marc fort, »die wirklich noch einen gesunden Deutschenhass pflegen, das sind die Holländer. Für die sind wir immer noch die 'Moffen'. Die Tschechen vielleicht auch, aber da kenne ich mich nicht so gut aus. Mein Vater ist nach dem Waffenstillstand und der deutschen Kapitulation von einem tschechischen Scharfschützen in die Hüfte getroffen worden. Du kennst die Geschichte. Der hat hin und wieder mal erzählt von der Feindseligkeit der Tschechen.

Die Dänen... ja, die vielleicht auch noch ein bisschen. Wie sie ihre Juden gerettet haben, das kann man nicht hoch genug veranschlagen. Du erinnerst dich: Jad Vashem, Allee der Gerechten, Christian X., der tapfere König, der jeden Morgen ganz allein, aufrecht und demonstrativ durchs besetzte Kopenhagen ritt. Und die nette Anekdote, wie er dem Nazi-Statthalter sagte, er werde einem Soldaten befehlen, die Hakenkreuzfahne vom Dach des Palasts einzuholen. Der werde sofort erschossen, hatte der oberste Besatzer gehöhnt. Und der hochgewachsene König hatte so etwas geantwortet wie: 'Das glaube ich nicht. Der Soldat werde ich sein.' Schöne Geschichte, auch einer meiner Helden.«

Direkt vor der Lidl-Filiale bog die Jerosolimaska ab. An der Ecke studierten sie den Plan des düsteren Ortes. Das Arbeitslager – trotz der rund 8 000 so grausam Getöteten war es kein Vernichtungslager – hatte Himmlers SS zynischerweise auf dem Gelände zweier jüdischer Friedhöfe errichten lassen. In der Kurve der Wiktorja Heltmana fanden sie schnell das verfallende Haus mit der Nummer 50 und erkannten es sofort als Amon Göths Kommandanten-Villa. Für den Schindler-Film war sie anderswo nachgebaut worden. Ein abgemeldetes rotes Auto, ein verdreckter Betonmischer und allerhand Baumaterial standen und lagen herum. Der Zaun war leicht zu überklettern.



Hinten lag das Halbrund des Balkons, von wo aus das bierbäuchige Monster - von dem es unvorteilhafte Fotos gab, die wenig Ähnlichkeit mit seinem sehr ansehnlichen Schauspieler Ralph Fiennes hatten – vor allem im morgendlichen Suff immer wieder Häftlinge wie Hasen abgeschossen hatte. Seine sadistischen Exzesse an Grausamkeit dürften im Film ganz ähnlich geschildert sein, wie sie sich zugetragen hatten.

Ob der diabolische Charme des Darstellers, der im Film mit dem Charme Oskar Schindlers wetteifert, mit dem echten Göth übereinstimmte, blieb der Fantasie überlassen; auch ob die mondäne Geliebte Ruth Irene Kalder die Hexe war, die ihn zum Imponieren mit der hemmungslosen Grausamkeit unumschränkter Macht über Leben und Tod anstachelte... Marc würde seiner Geliebten den Ort nicht weit von ihrem Quartier in der Krakauer Altstadt zeigen, wo Amon Göth dann 1946 verurteilt und hingerichtet worden war. »Gut so, recht so«, würde er sagen, »keine Gnade. Es sind viel zu wenige von denen hingerichtet worden.« Und Ella würde zwar die Brauen heben, aber sie würde ihn nicht tadeln dafür.

Von der offenen Verandatür aus betraten sie, Ella voraus, das verlassene Haus, in dem noch alte Möbel standen, als von draußen eine bedrohlich auftrumpfende Männerstimme zur Umkehr zwang. Sie fügten sich.

Auf dem Lagergelände war der Appellplatz markiert. Irgendwo standen zwischen Hecken zwei unscheinbare Denkmäler. Sonst war kaum etwas erhalten. Neben dem früheren Eingangstor gab es noch ein Gebäude, das wohl das »Graue Haus« für die SS-Wächter und eine Art Lagergefängnis gewesen war.

Auf dem Rückweg in die Krakauer Altstadt bestiegen sie den Wawel. Die ehrwürdige Kathedrale interessierte Ella nicht weiter, auch weil Marc nichts wirklich für sie Sehenswertes einfiel unter all den Bedeutsamkeiten. In die Marienbasilika hatte er sie am Morgen immerhin kurz locken können mit dem Hinweis auf den Hochaltar von Veit Stoß, weil sie Tilman Riemenschneider, den anderen ganz großen Holzschnitzer des Spätmittelalters, von Würzburg, Rothenburg und Creglingen her hoch schätzen gelernt hatte.

»Ich mag Kirchen eben nicht« , sagte sie, »vor allem nicht von innen. Das gehört für mich ganz direkt zu meinen Horror-Monaten im katholischen Kinderheim in Meppen. Polen hin oder her. Geh nur. Ich warte auf Dich. Der Blick ist ja wirklich schön« , sagte sie und wies auf den in der Abendsonne glänzenden Weichselbogen mit seinen zahllosen Booten und Schiffen auf dem Wasser und einem angeleinten Fesselballon für Touristen, der majestätisch darüber schwebte.

»Zehn Minuten, okay?« , sagte Marc und ging.

Dass auf dem sehr schön restaurierten Schlossberg, Residenz und Grablege der polnischen Könige, auch der berüchtigte Hans Frank mit seiner Gattin residiert hatte, die den Luxus so ähnlich liebte wie Göths Geliebte, darüber hatten sie schon gesprochen. Mit Frank, dem Herrscher über Hitlers Generalgouvernement, dessen erstem Anwalt, dem Reichsjuristen und Herrenmenschen, verband Marc auch immer das zerstörte Gesicht seines hasserfüllten Sohns, eines »Stern«-Journalisten, der stets ein Foto von der Leiche seines in Nürnberg hingerichteten Vaters mit sich führte.

Begabtes Scheusal, dieser Hans Frank, wie Reinhard Heydrich; begabter Heuchler – im Kriegsverbrecher-Prozess gab er den geläuterten Katholiken - wie Albert Speer. Ähnlich jung übrigens noch seinerzeit, wie so viele der allerfanatischsten Nazis. Auch Himmler und Bormann waren Jahrgang 1900, Heydrich 1904, Speer 1905; vergleichsweise fast schon ein alter Herr dagegen der 1897 geborene Goebbels. Und Göring, der dicke Morphinist, war noch einmal vier Jahre älter.

Robert

Robert, ein massiger und feister Beamter mit Glatze und grauem Resthaar, war nicht unbegabt und sang sehr sicher. Aber sein Bass war wie sein Wesen: dröhnend. Plump und bräsig statt knitz auch sein schwäbischer Humor. Schon weil er sich über all die Jahre immer dreister an Lena rangewandt hatte, war dieser Typ ihm zutiefst zuwider. Bei einem Chorwochenende hatte er sie in Marcs Beisein ungeniert gefragt, ob sie in diesem Jahr endlich mal mit ihm in Urlaub fahre. Und jetzt ausgerechnet der! Schon die Vorstellung, dass diese Masse auf der zarten Gestalt von Lena liegen könnte, bereitete ihm Pein und Übelkeit.

In einer Mail an den verhassten Kerl hatte Marc sich unflätig ausgekotzt. Den vulgären Ton hatte er bald bedauert, seinen Zorn nicht.

»Hallo Robert«, hatte er geschrieben, »du darfst dein lustiges Schniedelchen natürlich reinstecken, wo frau dich reinlässt. Dein Weikersheimer Debakel mit Angela und Walter drängt offenbar nach öffentlicher Kompensation. Auch deshalb kannst du wohl seither das Wasser nicht halten.

Aber lass deine feisten Finger von meinen Jungs. Da wird nicht auch noch rangewandt. Die taugen nicht als billiger Ersatz für deine verlorenen Söhne, die du gleich am Anfang ihres Lebens verraten und verkauft hast. Schmäählich, schändlich, schäbig. Eine Schleimschnecke wie dich, die ihnen da den grauen Kumpel vorsülzen will, haben mein Julian und mein Daniel auch als Erwachsene nicht verdient.

Sonst - damit das klar ist - setzt's derart was, dass du nicht mehr wissen wirst, wo dir dein Wanst wabbelt und dein dröhnender Hohlkopf steht. Dann führ' ich dich vor. Öffentlich. Ganz kühl. Verstanden? Marc«.

Am Telefon hatte Marc Lena Vorhaltungen gemacht:

»Dieses Arschloch soll wenigstens seine fetten Finger von unseren Jungs lassen«, hatte er gegifftet und ihr seine ganze Verachtung für ihn ausgeschüttet. Sie hatte schließlich nur schnippisch erwidert:

»Wieso? Deine Ella hat doch auch was mit ihm gehabt.«

Verdattert hatte er zurückgegeben:

»Wie? Das kann nicht sein. Ganz sicher nicht!«.

»Oh, doch!«, hatte Lena nachgesetzt und mit einem kleinen Triumph in der Stimme hinzugefügt: »Und das wussten alle im Chor.«

Lena wusste ihrerseits nicht, dass Marc seine Beziehung mit Ella schon lang vor ihrer Trennung begonnen hatte. Dass Lena ihm im Streit mal ein Glas Rotwein ins Gesicht gekippt hatte, hin und wieder Tassen und Teller zerscherbte oder einen Türrahmen zersplittern konnte, während sie seine gewaltfreien, aber brüllend lautstarken Wutanfälle unerträglich fand, hatte dafür vielleicht Anlass gegeben.

Auch wegen Ellas diskreter Umsicht hatte Lena sie fünf Jahre lang nur für seine gute Freundin gehalten, die er in die gemeinsamen Projektchöre eingeführt hatte, die im gleichen Studio Sport mit ihm trieb, sommers jeden Morgen joggte, manchmal mit ihm zu Halbmarathons fuhr und ihn zuweilen zu Konzertterminen begleiten durfte, an denen Lena selbst, wie an so vielem über die Jahre, zusehends das Interesse verloren hatte, wie sie auch nicht einmal mehr seine Kommentare oder Glossen im Lokalblatt las.

Marc hielt es für vollkommen ausgeschlossen, für absolut undenkbar, dass Ella in dieser ersten Zeit ihrer Begegnung, die von Begehren und Lust ebenso geprägt war wie von dieser wachsenden Vertrautheit und diesem Mitteilungsbedürfnis junger Verliebter, dass Ella ausgerechnet während dieser Zeit ein anderes Verhältnis gehabt haben könnte – am allerwenigsten mit diesem dröhnenden Trampeltier.

Aber Marc hatte sich geirrt.

Schatten am Viehwaggon

Die Krakauer Reisebüros boten die Busfahrt nach Oświęcim fast alle nur im Paket mit dem offenbar imposanten Salzbergwerk Wieliczka an. Zwei Attraktionen, ein Preis. Der Name Auschwitz, obwohl der weltweite Begriff, wurde nicht nur dort vermieden, sondern von allen Polen. So, wie die Deutschen das so idyllisch, fast schon poetisch klingende Wort Birkenau für das monströseste der drei Auschwitz-Lager vermieden.



Das Stammlager betraten sie durch das Tor mit dem geöffneten Schlagbaum und dem Schriftzug »Arbeit macht frei«, über dem das Schmiedeeisen in der Mitte, beim Wort »Macht«, gewölbt war.

Hat der Schmied das auf Befehl so gemacht, hat der sich was dabei gedacht, oder wollte er einfach nur eine schucke Arbeit abliefern?«, fragte Marc, ohne eine Antwort zu erwarten. Das »B« soll dieser Häftling, Jan Liwacz mit Namen, aus stummem Protest spiegelverkehrt herum eingeschmiedet haben.

Die Klinkerbauten, ursprünglich eine polnische Kaserne, waren gut erhalten, das Gelände gepflegt. Im Keller von Block 11, dem »Bunker«, »Hungerbunker« oder »Todesblock« mit seinen sadistischen Stehzellen, hatte das Morden mit Zyklon B begonnen, dem Blausäuregas - zunächst an Politkommissaren der Roten Armee und anderen sowjetischen Kriegsgefangenen.

»Das wusste ich nicht«, raunte Marc ihr zu.

»Ich auch nicht«, gab Ella zurück und ließ kurz ein Lächeln über ihr angespanntes Gesicht huschen, das liebevoll ironisch seiner Lücke galt.

Eine der Kellerzellen war mit Blumen und Kerzen geschmückt. Es sollte das Verlies sein, in dem die SS-Sadisten Maximilian Kolbes Verurteilung zum Hungertod vollstrecken wollten, ihn aber schließlich mit einer Phenolspritze ins Herz ermordeten. Der Franziskanerpater, Verleger und Publizist aus Warschau, als bekennender Nazigegner früh von der Gestapo verhaftet, hatte sich für einen Familienvater geopfert, der mit weiteren Häftlingen ursprünglich für die Racheaktion wegen eines Fluchtversuchs ausgewählt worden war.

»Zäher Bursche«, flüsterte Marc mit dem Sarkasmus der Hochachtung Ella zu. Kolbe und der Münchner Jesuitenpater Rupert Mayer waren in seiner katholischen Familie immer besonders verehrt worden. Zudem hatte ihm seine Mutter den polnischen Pater irgendwann einmal als Schutzpatron der Journalisten ans Herz gelegt. Ella hingegen begann sich leise aufzuregen, dass der Guide in seinem schlechten Englisch gar zu sehr die Polen würdigte - und den Christen.

»Und wo bleiben die Juden?«, zischte sie zornig.

»Ein bisschen muss ich ihn verteidigen«, besänftigte sie Marc, als man die Treppe wieder hinaufstieg. »Im Stammlager waren die Juden nur eine unter vielen Gruppen. Dass er die Russen so beiläufig abhandelt, nervt mich auch. Den Deutschen haben die Polen verziehen. Aber die Russen hassen sie immer noch. Ist eben doch näher, der Sowjet-Kommunismus, als Erinnerung frischer.«

»Mit polnischen Politischen hat es angefangen, die hatten sogar eine Widerstandsgruppe im Lager aufgebaut, habe ich mal gehört«, erzählte er nach einer Pause. »Nach der Befreiung haben diese Polen wohl den übelsten und verhasstesten Kapo, irgendeinen Warschauer Kriminellen, den die SS sich über die ganzen Jahre als Lagerältesten hielt, gelyncht. Opfer und oft besonders grausame Täter zugleich. Funktionshäftlinge haben die Nazis diese Leute genannt. Gab es drüben im Vernichtungslager auch, bei den Juden. Man wünscht sich immer, dass die nicht ganz so schlimm waren.«

»Ja, ich weiß das«, sagte Ella. »Ich weiß auch, dass es für die ein Lagerbordell gab, um sie bei Laune zu halten. Aber da möcht' ich nicht hin, wenn der uns das zeigen will. Dahin nicht. Das halt' ich nicht aus.«

»Versteh' ich«, sagte Marc.



Der Guide führte sie zunächst in den angrenzenden Hof zu Block 10 hin. Am Kopfende stand die Erschießungsmauer, die »Schwarze Wand«, die grau war und aus einem Heraklit-Dämmstoff, der wohl als Kugelfang dienen sollte, ob echt oder gefaked. Davor lagen Blumen. Aber die rund 20 000 Häftlinge, von denen der Guide sprach, die dort - und nebenan in der

Kiesgrube - erschossen worden waren, standen da seinerzeit nicht aufrecht einem Kommando gegenüber, wie sein verehrender Ton hätte nahelegen können. Marc hatte sich kundig gemacht.

»Die sollten auch noch im Tod gedemütigt werden und wurden kniend von ihren Henkern abgeknallt«, sagte er und fügte an: »'Erledigt' hieß das im Jargon, Genickschuss. So, wie heute die ISIS-Henker den Knieenden von hinten die Köpfe abschneiden. Erniedrigen, denn bloßes Töten reicht ihnen nicht.«

Auch zum anschließenden Block 10 hatte er andere Informationen. Zwar war das tatsächlich der Bau für die medizinischen Menschenversuche gewesen, aber Josef Mengele, der monströseste unter diesen Massenmördern im weißen Kittel, hat zum Beispiel seine Zwillingsexperimente wohl in Birkenau und wohl im dortigen Zigeunerlager gemacht, zufällig natürlich dort, denn die meisten seiner Zwillinge waren jüdisch. Der Doktor von Block 10 hieß Horst Schumann und hatte schon die Tötungsanstalt Grafeneck auf der Schwäbischen Alb, den allerersten der nationalsozialistischen Vernichtungsorte, mit aufgebaut. Hier in Auschwitz hatte er mit Röntgen-Überdosen Eierstöcke und Hoden bestrahlt, um Frauen und Männer zu sterilisieren. Sein Kollege Prof. Carl Clauberg machte die Frauen in Block 10 pharmazeutisch unfruchtbar.

Gegenüber, letzter Bau direkt am doppelten Stacheldrahtzaun, war die Wäscherei der SS, dann kamen die Häftlings-Krankenbauten, wo auch die Phenol-Tötungen mit Spritzen ins Herz stattgefunden hatten. Die parallele Lagerstraße führte am großen Küchenbau vorbei, vor dem gegenüber dem sogenannten Appellplatz Repliken der langen Galgen aufgebaut waren. Einen eigentlichen Appellplatz gab es im Stammlager Auschwitz überraschenderweise nicht. Allenfalls die Kreuzung vor dem Krematorium hätte womöglich dazu taugen können, dachten sich Marc und Ella.

Dieses Krematorium war, vor der von Himmler verfügten Umfunktionierung zum »KL«, ein Munitionsbunker der polnischen Artillerie-Kaserne gewesen. Dann hatte man auch hier die Öfen der Erfurter Firma »Topf & Söhne« eingebaut. Diese Öfen hatte in enger Kooperation mit der SS-Bauleitung ein Kurt Prüfer entwickelt, Oberingenieur in der Abteilung Krematoriumsbau bei »Topf & Söhne«. Die Anlage im Vernichtungslager Birkenau sollte eine Kapazität von täglich 4 416 Körpern im Dauerbetrieb haben. Schließlich hatte man erste kleine Gaskammern abgetrennt, in denen nach den Kellerversuchen von Block 11 wieder sowjetischen Kriegsgefangene, aber auch eine größere Gruppe Juden vergast wurden, bevor das industrielle Massenmorden im drei Kilometer Luftlinie entfernten Lager Birkenau richtig in die Gänge kam.

Die Öffnungsschlitze für das Zyklon B waren viel später wieder rekonstruiert worden, weil der Bau zwischendurch als Bunker befestigt worden war - eine gutgemeinte Fälschung von der Art, wie sie Marc überhaupt nicht leiden konnte. Über die nie in Betrieb gegangenen Gaskammern in Dachau hatte er sich genauso aufgeregt wie über die gefaketen Genickschussanlagen von Buchenwald und Stutthof. Ella stimmte ihm zu.



Zwischen dem Krematorium und der Kommandantenvilla am Ende der Querstraße stand der Galgen, an dem man den Lagerleiter Rudolf Höß aufgehängt hatte, nachdem er bei den Kriegsverbrecherprozessen in Nürnberg ausgesagt, immerhin als Zeuge die wesentlichen Fakten dieses Völkermords, dieses größten Verbrechens gegen die Menschheit in Auschwitz

und Treblinka bestätigt hatte, dann an Polen ausgeliefert und gemeinsam mit Amon Göth in Krakau zum Tode verurteilt worden war.



»Sie hätten noch viel mehr von denen aufknüpfen sollen«, fügte Marc grimmig an, obwohl er wusste, wie entschieden und grundsätzlich Ella die Todesstrafe ablehnte. »Selbst der Softie Thomas Mann wollte nach dem Krieg, in einem leicht barbarischen Anfall von Hass auf die Nazis, eine Million Deutsche an die Wand stellen oder so was«, fügte er hinzu. »Und er hatte recht damit.«

Ella schwieg zwar. Aber als er ihre missbilligend hochgezogenen Brauen sah, meinte er: »Dieser Vergewaltiger damals vor Gericht, dieser aalglatte arrogante Hochstapler und fiese Erpresser, wo das Mädchen später verhungert und eingegangen ist wie eine Primel, dem hättest du damals doch beinahe auch die Todesstrafe gegönnt, oder?«, fragte er.

Sie sagte nichts.

Im Museum hatte er die Tränen in Ellas Augen bemerkt, ihr fassungsloses erleichtertes Gesicht vor den aufgehäuften Brillen, den Schuhen der Kinder, den Koffern. Marc mochte diese Inszenierungen nicht, obwohl es solche Haufen nicht nur in Auschwitz, sondern genauso in Treblinka oder Chełmno, zu Deutsch Kulmhof, oder im vergessenen Vernichtungslager Maly Trostinez nahe der weißrussischen Hauptstadt Minsk gegeben hatte. Ihm war das zu nah am gutgemeinten Kitsch, am Tränendrüsendrücken, zu drapiert. Es war ihm einfach zu oft als Sinnbild des Grauens verwendet worden - und damit verbraucht. Das Modell der versenkten Gaskammern in der Vitrine mit den Hunderten winziger Figürchen, die teils schon drin waren, teils noch davor willig für ihre Tötung Schlange standen, nur von ein paar wenigen SS-Männern bewacht - das beschäftigte ihn viel stärker und wühlte seine Vorstellungskraft auf. Den Haufen mit den Zyklon-B-Blehdosen, auch der drapiert natürlich, fotografierte er.



Er war schon brüllend heiß, als der Shuttlebus sie vor dem Eingangstor zum Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau absetzte, durch das genau ein Gleis führte und sich auf dem riesigen Areal zu den Rampen verzweigte, auf denen die Ankommenden selektiert wurden in zwei Gruppen für Gleich-in-die-

Gaskammer, für Vernichtung durch Arbeit oder durch den Dr. Josef Mengele, Spross der Landmaschinen-Dynastie aus Günzburg/Donau, für seine Zwillingforschungen und andere Quälereien. Weit hinten sah man einen einzigen dieser Waggons, mit aufgebautem Wach-Kabuff, dieser berüchtigten Viehwaggons der Reichsbahn. In dessen Schatten lagerte dicht gedrängt eine Gruppe von jungen Leuten und suchte Schutz vor der Hitze.

Von ihrer eigenen Gruppe hatten Ella und Marc sich abgesetzt. Sie gingen meist schweigend die ganze lange Strecke, wohl fast einen Kilometer, geradeaus bis zum Ende des Geländes, wo die Reste von zwei der gesprengten Krematorien und der wannenartig vertieften Gaskammern lagen. Das hatten sie nicht abgesprochen. Lange blieben sie dort, saßen wohl eine Stunde schweigend auf den Stufen im Schatten der Pappeln. Eher selten kamen Leute. Ein stiller Ort.

Geständnis

...aber Marc hatte sich geirrt. Ohne es für möglich oder auch nur für vorstellbar zu halten, ohne jeden echten Verdacht und deshalb auch ohne jeden Gestus von Zur-Rede-Stellen, hatte er Ella an einem dieser Montagabende, an denen er immer was Feines für sie zu kochen pflegte, nach den schlichten Spaghetti al Gorgonzola mit Gurkensalat, die sie sich gewünscht hatte, geradezu arglos gefragt, wie Lena zu solchen Behauptungen kommen konnte. Ihre Miene hatte sich augenblicklich versteinert. Schlagartig war sie erblasst und hatte endlos lange Sekunden geschwiegen, bevor sie mit fester Stimme und stahlhartem Blick sagte:

»Ja, es stimmt. Und es war der größte Fehler meines Lebens.«

Er schwieg, fassungslos. Ella stand auf, ging zur Tür, nahm ihre Jacke und sagte:

»Ich muss gehen. Ich kann dir jetzt nichts erklären.«

Er sagte nichts. Kein einziges Wort. Als er die Tür hinter ihr schloss, kam ein leises »Ciao« über seine Lippen. Erst dann kamen ihm Tränen.

Das Weiße Haus

Das Quartier in Warschau war ein flottes Hostel für junge Leute in der Nowogrodska nahe dem Bahnhof, kleines Zimmer, viel Plastik wie im Pop-Design der italienischen Achtziger, Selbstversorger-Küche. Man sah auf die moderne Stadt, wo rund um den Kulturpalast aus der Stalinzeit – absichtsvoll als »Zuckerbäckerstil« geschmäht, was man etwa über die Haube des New Yorker Chrysler Building nie sagen würde, da ist das »Art déco« – ein neues Hochhaus-Viertel in den Himmel wuchs, architektonisch spektakuläre Wolkenkratzer wie in Tel Aviv, wie in Moskau, wie in London und anderswo, näher am alten Zentrum als etwa in Paris; in Warschau gleichfalls abseits der Altstadt - und übrigens weitgehend auf dem Areal der beiden einstigen Ghetto-Teile.



Noch bevor sie an der majestätischen Sigismund-Säule den Schlossplatz betraten, ging Ella auf ein seltsames Denkmal zu, das in einer Hecke vor dem Stadtgraben und der ziegelroten Stadtmauer stand: eine schwarze Platte vor einem grauen Granitfels, eine flache Polen-Flagge unter einer Lücke, die mit Messingstäben vergittert schien. Erst auf den zweiten Blick war zu erkennen, dass sich diese Stäbe zu dem Wort »Katyn« formten.

»Hilf mir«, sagte Ella, »was ist Katyn? Ich komm' nicht drauf. Auch ein KZ?«

»Fast«, antwortete Marc. »Das ist der Ort bei Smolensk, wo Stalins Schergen vom NKWD, also vom Geheimdienst, in einem Wäldchen ein paar Tausend polnische Offiziere, Adelige, Priester und Intellektuelle erschossen haben. Ich weiß die Zahl nicht mehr genau. Das war aber nur eines von mehreren Massakern, mit dem die polnische Elite liquidiert werden sollte, nachdem Hitler und Stalin sich Polen als Beute fair geteilt hatten.«

»Ja!«, rief Ella. »Die ganze Geschichte mit dem Flugzeugabsturz vor ein paar Jahren, jetzt kommt's mir wieder. Da wollte doch der eine von den Kartoffel-Zwillingen zum Jahrestag nach Smolensk. Und den Absturz wollten sie dann auch dem bösen Putin in die Schuhe schieben, war das nicht so?«

»Ja, genau«, sagte Marc, »das passte ja exakt ins Bild. Wieder wird die polnische Elite umgebracht, angeblich. Die Deutschen haben 1939 mit ihren Einsatzgruppen praktisch dasselbe gemacht wie die Sowjets, praktisch gleichzeitig, nur mit noch mehr Toten, aber denen nehmen das die Polen seltsamerweise inzwischen lang nicht so übel wie den Russen, oder jedenfalls nicht mehr so übel.«

»Ja richtiger Russenhass, man spürt das irgendwie, nicht nur hier«, sagte Ella.

»Wobei man natürlich einräumen muss, dass die Russen das mit Katyn jahrzehntelang verbissen geleugnet haben, obwohl es wirklich alle Welt längst wusste. So ähnlich wie die Türken ihren Massenmord, nein: den Völkermord an den Armeniern abstreiten«, ergänzte Marc. »Da sind die Polen total gegen eine Wand gerannt. Das tut besonders weh. Kann man verstehen.«

Das nach der völligen Zerstörung wiederaufgebaute Stare Miasto hinter dem Königsschloss, das historische Zentrum, die alte Altstadt um den Altstädtischen Markt, sie war wirklich ein wenig ins Abseits gerückt und wirkte auf die beiden Besucher nicht nur puppenstubenhaft, sondern nach dem Ende der touristischen Hauptsaison auch etwas vernachlässigt.

Es war nicht leicht, eine Toilette für Ella zu finden. Als sie erleichtert zurück war, hatte Marc, der ein paar Schritte geschlendert war und einen Blick auf das Stadion jenseits des Flusses geworfen hatte, sie gefragt:

»Findest du, dass Warschau eine Stadt an der Weichsel ist? Wie Krakau jetzt, wie Köln am Rhein, wie Paris an der Seine, wie Wien an der Donau, oder auch Rom am Tiber. Irgendwie habe ich den Eindruck, der Fluss spielt keine Rolle mehr, fließt unbeachtet vorbei am Geschehen.«

»Das ist mir noch nicht aufgefallen«, antwortete Ella, »der ganze Fluss nicht bis jetzt, wo du es sagst. Aber du könntest da schon Recht haben. Vielleicht spielt aber auch eine Rolle, dass dieses Ufer hier ziemlich hoch über dem Wasser liegt.«

»Stimmt«, gab er zurück, »aber das war ja beim Krakauer Wawel über der Weichsel auch so. Wie auch immer...«

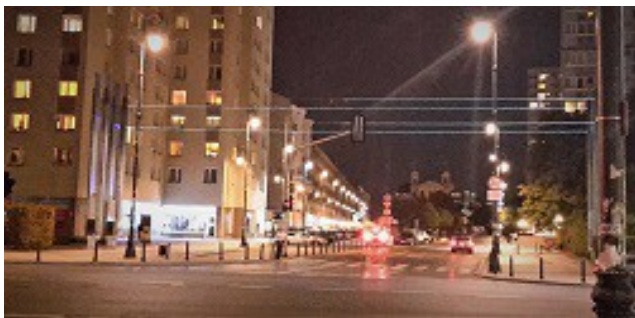
Am U-Bahnhof Centrum, vom Hostel ein paar Schritte weit weg, wo sie ihre Erkundungen begonnen hatten, waren ihnen die vielen Armen aufgefallen - weniger als Wodka-Leichen, wie sie vielleicht hätten erwarten können, sondern in den langen Schlangen vor Suppenküchen. Vom alten Ghetto waren noch ein paar Stücke Ziegelmauer übrig und mit Gedenktafeln markiert wie an der Sienna-Straße. In der alten Nozyk-Synagoge, dem kleinen Kamińska-Theaterchen und ein paar Gemeindehäusern drumherum versammelten sich die wenigen Juden, die es wieder gab im modernen Warschau.



Am »Weißen Haus« mit seiner Apotheke im Erdgeschoss gingen sie vorbei, auch »Haus mit der Uhr« genannt, das immer noch weiß war und irgendwie angestrahlt schien. Dort hatte Adam Cerniaków, der Vorsitzende des Judenrats, am 23. Juli 1942 seinem Leben mit Gift, mit einer Zyankali-Kapsel, ein Ende gesetzt, als er zu Beginn der »Aktion Reinhardt« gezwungen werden sollte, täglich Listen mit 7 000 Ghetto-Juden zum Abtransport vom Umschlagplatz »nach Osten«, nach Treblinka zu erstellen.

Die Befehle kamen vom Sturmbannführer Hermann Höfle, dem federführenden Leiter der SS-Aktion. Notieren musste das damals der Schreiber des Judenrats. Sein Name: Marcel Reich-Ranicki.

Die Straße, an der das Weiße Haus mit der Nummer 20 stand, die ul. Cłodna, war damals als wichtige Verkehrsachse sozusagen exterritorial und trennte das Große vom Kleinen Ghetto. Die Holzbrücke, die beide Teile verband, blieb als historisches Foto eines der Symbole von Ghetto und Holocaust, wie der Junge mit den erhobenen Händen oder das hohlwangige Mädchen in der Waggontür. Das dezente Denkmal dort sind vier Metallpfeiler, an denen vier Laserstrahlen – oder waren es Leuchtdrähte? – den Korpus der einstigen Holzbrücke markieren. Vielleicht etwas tiefer als das Vorbild, dachte Marc.



Die Straßenbahnschienen und das Kopfsteinpflaster dürften seit den Zeiten des Ghettos ziemlich unverändert geblieben sein. Ähnlich wie in Berlin der einstige Verlauf der Mauer in den Boden eingelassen ist, gab es auch hier eingelassene Bodenplatten aus Marmor oder grauem Granit mit Schrift und Linie, ähnlich den vor

allem unter Juden umstrittenen Stolpersteinen Gunter Demnigs. Marc und Ella zählten sich zu ihren Verteidigern, wie beim Film »Schindlers Liste« auch, oder der Fernsehserie »Holocaust«. Im Hintergrund stand die Kirche, die auf den historischen Fotografien zu sehen ist, die katholische Kirche des Apostels Andreas. Alleebäume waren davor gewachsen.

Direkt nebenan entdeckte Ella nach dem Abhören einer Audio-Installation einen seltsamen, gläsern glänzenden Streifen zwischen zwei Häusern, der sich nach den Angaben auf einer Tafel als »Kerets Haus«, als das »schmalste Haus der Welt« erwies. Es war das Projekt eines israelischen Künstlers mit Warschauer Wurzeln, der über zwei Stockwerke hinweg tatsächlich einen handtuchbreiten Streifen zum Wohnen, Schlafen und Arbeiten hergerichtet hatte.

»Schöner Kontrast«, sagte Ella, und Marc stimmte zu, »vielleicht lässt er ja auch eine Katze drin leben.«



Zu den Zielen, die ihnen beiden besonders wichtig waren, zählten der »Umschlagplatz« und das Denkmal für den Aufstand im Warschauer Ghetto, vor dem [ein sprachloser Willy Brandt](#) am 7. Dezember 1970 auf die Knie gesunken war. Für Marc war das ein Moment der Geschichte, der ihn immer noch zu Tränen erschütterte. Dieser - für ihn wie für Ella wichtigere - Ort war leicht zu verwechseln mit dem Denkmal für den Warschauer Aufstand, den polnischen, ebenso heldenhaften, der am 1. August 1944 ausbrach, als die russischen Befreier nahe schienen und die Warschauer Juden längst alle tot waren, in Treblinka mit dem Abgas von drei erbeuteten russischen Panzermotoren vergast, ihr Ghetto dem Erdboden gleichgemacht.

Auf dem Weg zum Ghetto-Denkmal kamen sie zufällig an einem Klinker-Klotz mit Bronzetafel vorbei, der das Denkmal für den Kniefall vor dem Denkmal war und wohl irgendwie anlässlich eines Besuchs von Bundeskanzler Gerhard Schröder aufgestellt und enthüllt worden war.

»Nein, das ist nicht das, wo wir hinwollen«, mokierte sich Marc, als er sah, dass Ella ein wenig irritiert war, »das ist eher ein bisschen lächerlich, wie es da so in einer stillen Ecke steht.« Man kennt den knienden Kanzler, machte er sich klar, aber wie das Denkmal aussieht, vor dem er da niedersinkt, das zeigen die Fotos nicht und auch nicht die Filmsequenzen.

Weit war es nicht mehr, doch Zeit genug, dass Marc spekulieren konnte: »Ich war mir nie ganz sicher«, sinnierte er, »ob die deutsche Delegation damals nicht die Denkmäler verwechselt hat. Das war ja ein wichtiger Staatsbesuch in Polen, Warschauer Vertrag, da hätte doch eigentlich der Warschauer Aufstand näher gelegen, also der polnische, und damit das entsprechende Denkmal. Sollen wir da auch noch hin? Helden halt, auch die.«

»Nein, muss nicht«, sagte Ella, »außer wenn's auf dem Weg liegt und dir wichtig ist.«

»Beim Warschauer Aufstand kommt mir immer Andrzej Szczypiorski in den Sinn, der Schriftsteller, du weißt: 'Die schöne Frau Seidenmann', tolles Buch, vielleicht ein bisschen konstruiert und arg moralisch, meine ich mich zu erinnern. Szczypiorski war als junger Mann bei diesem Aufstand dabei. Wo die Armeen des Sowjet-Marschalls Rokossowskij auf dem rechten Weichselufer standen und neun Wochen lang seelenruhig zugeschaut haben, wie die Nazis die polnische Heimatarmee und die restlichen Warschauer abschlachten...«

»Kann das sein«, wandte Ella ein, »dass die Russen die Polen auch so hassen wie andersrum? Wär' doch denkbar. Du neigst mit deiner Sympathie ein bisschen einseitig den Russen zu, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf... Wie bei den Israelis und den Pallis. Hat nicht sogar dein Künstlerfreund Johannes neulich gesagt, deine Russenliebe grenze an Stalinismus.«

Marc war ein wenig verblüfft. Zunächst fiel ihm darauf nichts ein. Nach einer Denkpause sagte er:

»Stalinismus, so ein Stuss! Der Johannes, der zählt da nicht, diese Karpaten-Knallcharge, so sehr ich ihn liebe und schätze, wie du weißt. Im ganzen alten Ostblock außerhalb Russlands gibt es nur schlimme und ganz schlimme Russophobe. Und die allerschlimmsten sind diese Siebenbürger Sachsen, wie er. Rumänien. Und denk' dran: Du kannst ihn nicht leiden, schon weil er dich so ausdauernd Elly nennt.«

»Aber im Ernst: Kann schon sein«, räumte er ein, »dass du da eine richtige Fährte witterst, zumindest grob der Nase nach.« Er lachte sie an und drückte ihr einen festen Kuss auf die Backe wie immer, wenn sie ihn so beeindruckte.

»Der Andrzej Szczypiorski jedenfalls«, fuhr er fort, »der hätte damals den Nobelpreis auch verdient gehabt, als nach der Wende in Polen gesucht wurde. Die Szymborska haben sie dann genommen. Frau dazu noch. Auch recht. Den Vornamen weiß ich im Moment nicht, Schande. Maria? Mit ihm, dem Szczypiorski, habe ich mal fürs Tagblatt eine sehr schönes ausführliches Gespräch gehabt, ist lang her. Und da habe ich mir seinen Satz gemerkt: 'Dummheit ist auch eine moralische Kategorie'. Aber muss nicht, das mit dem Denkmal, hast recht. Da gibt es auch keinen eigentlichen Ort des Geschehens wie beim Ghetto.«

Das allerhöchste Quantum an gesundem polnischem Patriotismus war sowieso spätestens erfüllt, nachdem sie die Wachablösung am Grabmal des Unbekannten Soldaten verfolgt hatten, natürlich mit einem heimlichen verständnislosen



Kopfschütteln wie bei jeder Art solch pathetisch lächerlicher Zeremonien. Hübsch war hingegen, wie die Warschauer gleich nebenan vor den Fontänen im Sächsischen Garten ihren innig geliebten, an die Franzosen

und an George Sand verlorenen Sohn Frédéric Chopin ehrten: mit einer steinernen Bank, die [eine bekannte Klaviermelodie](#) von sich gab, wenn sich jemand auf sie setzte.

Nichts Pathetisches, keinerlei sichtbares Gedenken gab es spätabends am Nordrand des einstigen Ghettos, keine Kerzen, keine Blumen, keine Porträts. In der Finsternis fanden sie nur mit Mühe das unscheinbare Denkmal am damaligen Umschlagplatz, das wie ein schmuckloses Stück Mauer an die Deportation der Hunderttausenden von Ghetto-Juden erinnern soll, nach langer Suche erst. Lauter Vornamen waren in die Mauer eingraviert.

Von den Gleisen, die sie in den Tod von Treblinka führten, war nichts mehr übrig. Die ganze Gegend war ein ziemlich trostloses, lebloses Neubauviertel, wo sie in irgendeinem Büdchen einen Hamburger, eine Wurst und eine Halbliterflasche Wodka zum Mitnehmen erstanden. Aber wie kann eine Stadt schön sein, dachte Marc, die vollständig dem Erdboden gleichgemacht wurde und dann dem kommunistischen Mangel an Allem anheimgefallen war?

Vergewaltigung

Sie liebten einander. So nahmen sie nach einigen Tagen des Schweigens die Verbindung wieder auf. Die Robert-Geschichte war ja nun auch schon fünf Jahre her. Sie trafen sich zum Spaziergang auf ihrer Laufstrecke am »grünen Häusle«, wie das grell angestrichene Gebäude neben dem offenen Kuhstall bei den Einheimischen hieß.

Marc fühlte sich eher wund und verletzt, weniger wütend oder zornig. Ella, niedergeschlagen, mit fragendem und bittendem Blick, beteuerte nicht nur sacht ihre Reue seinetwegen. Sie habe damals jemanden auch zum Anlehnen gesucht, sagte sie als einzige Entschuldigung, und er, Marc, sei doch noch ganz in seiner Familie verhaftet gewesen. Dieter sei nicht mehr infrage gekommen, weil er nur noch für die Arbeit gelebt habe, aber auch wegen der Kinderpornos und wegen der Sache mit Silva. Sie habe das Techtelmechtel mit Robert schnell als schlimmen Fehler erkannt.

Ein paar Dates seien es gewesen, in Roberts Wohnung, »sieben oder acht vielleicht« - was Marc erschreckte - über wenige Wochen. Robert sei ein unsensibler Mensch, dem es eigentlich nur um sich selbst gehe. Seine MS-kranke Schwester habe er nie besucht, weil er den Anblick nicht ertrage, berichtete Ella. Seine erste Frau und die beiden Söhne habe er wegen einer neuen Liebe verlassen, als der Jüngere noch kein halbes Jahr alt war. Die eigene Familie habe ihn deshalb verstoßen, auch die Söhne hätten kaum noch Kontakt gehabt.

Robert habe bei alledem aber »vor allem sich selber bemitleidet«. Und seinen Alimenten nachgejammert.

»Und dann musst du noch eins wissen«, fuhr sie nach einer langen Pause fort und hielt sofort wieder inne.

»Was?«, fragte Marc sanft, als lange nichts mehr kam, und ihre Gesichtszüge grau und festgefahren wirkten.

»Er hat mich vergewaltigt.«

Marc schwieg. Noch eine lange Pause, dann setzte Ella wieder an:

»Das war, als ich ihm sagen wollte, dass ich die Beziehung beenden will.«

»Wie das?«, fragte Marc und hatte die Zweifel, die alle Männer haben, wenn sie sich nicht recht vorstellen können, dass sich eine Frau nicht irgendwie wehren kann, erst recht eine kräftige und sportliche Frau wie Ella.

»Er hat mir auf dem Sofa die Hose aufgemacht, sie runtergezogen, mich auf den Teppich gezerrt und dann...«

Sie schwieg. Es dauerte lang, bis sie anfügte:

»Irgendwann hat er mal angerufen und war ganz erstaunt, als ich sagte, dass das Gewalt war und gegen meinen Willen. Und hat dann gesagt, es täte ihm nicht leid. **E s t ä t e i h m n i c h t l e i d**«, betonte sie. »Ich habe ihn seither nie wieder auch nur angeschaut. Auch nicht bei den Chor-Wochenenden.«

»Das habe ich nicht bemerkt«, sagte Marc leise.

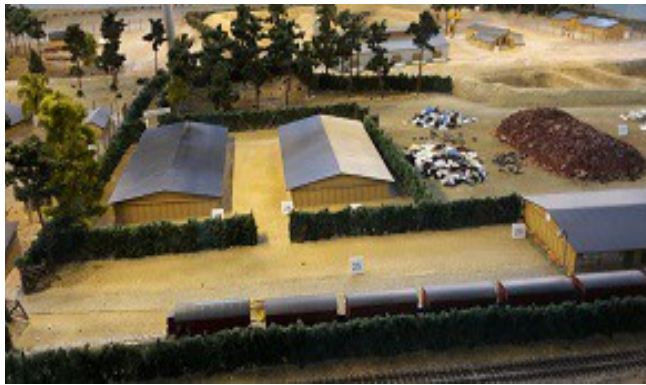
Der letzte Weg

Die Bahnstrecke in Richtung Bialystok, von der kurz vor der Brücke über den Bug und vor dem Bahnhof Małkinia jener kleine eingleisige Bogen abzweigt, der direkt zum Lager in die Kiefernwälder hinter dem Dörfchen mit seiner Bahnstation Treblinka führte, und den Claude Lanzmann für seinen »[Shoah](#)«-Film noch mit einer Dampflok abgefahren ist, war außer Betrieb. Deshalb nahmen sie von Warschau aus einen Bus.

Zu Fuß wollte Marc dieses letzte Stück Wegs für wohl eine Million Menschen vom Bahnhof Małkinia aus gehen. Ja, wie Katholiken einen Kreuzweg, wie die Christen die Via Dolorosa in Jerusalem, wie einen Bußgang oder eine Pilgerreise, wie den Jakobsweg. Ella verstand das.

Nach Nazi-Quellen, dem sogenannten Höfle-Telegramm, einem Funkspruch, waren es am 11. Januar 1943 schon 713 555 Ermordete. Am Ende der 13 Monate, in denen die drei Gaskammern betrieben wurden und Häftlingskommandos die Leichen tags auf die Roste aus Eisenbahnschienen schichten und nachts verbrennen mussten, war womöglich die Million erreicht. Zahlen. Zahlen. Zahlen.

Häftlinge hatte es, gemessen daran, eigentlich nur wenige gegeben in Treblinka, ein paar hundert vielleicht. Das waren die paar Männer, die als Friseure die Todgeweihten schoren, die ihre dürftige Habe sortieren, die Gaskammern ausräumen, den Leichen die Goldzähne ausbrechen und auch die von Baggern aus den Massengräbern wieder ausgehobenen Körper auf die Roste stapeln, mit Diesel übergießen und anzünden mussten.

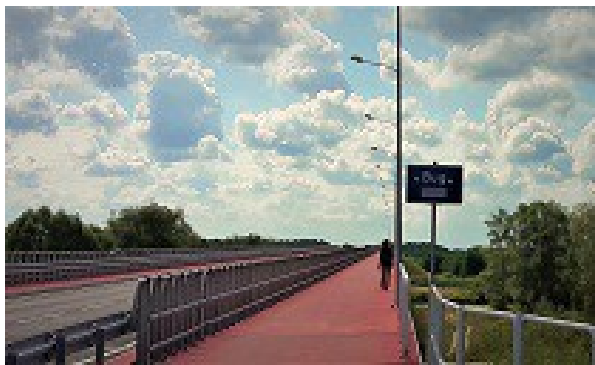


Bewacht und mit Schlägen durch den sogenannten Schlauch getrieben oder geprügelt, einen engen, gebogenen Zaungang, der mit Zweigen getarnt war, wurden die geschorenen Nackten von den Trawniki, meist polnischen und ukrainischen »Hiwis«. Iwan und Nikolai hießen die Schrecklichsten, die am Schlauch mit den Eisenstangen auf die Wehrlosen einschlugen. Iwan soll Frauen die

Brüste abgeschnitten und einen Häftling gezwungen haben, eine Zwölfjährige zu vergewaltigen.

»In Auschwitz«, hatte Marc auch im dünn besetzten Bus noch einmal sinniert, »sogar in Birkenau hatten die Menschen noch eine Chance, wenn auch nur eine kleine. In Treblinka nicht.« Das war ein reines Vernichtungslager. Eine Stunde nach ihrer Ankunft waren alle tot, die da aus den Zügen stiegen. Manchmal hatten sie nach der nur hundert Kilometer langen Fahrt von Warschau her in den Waggons eine Nacht oder einen Tag auf den Abstellgleisen von Małkinia oder dem Dorf Treblinka verbracht. Ein lächerlich-zynisches Alpen-Ambiente zur Begrüßung sollte in dieser Stunde noch für größtmögliche Ruhe sorgen. Deshalb auch die Tarnung mit den Tannenreisern.

Nur wenige Fahrgäste stiegen jetzt mit ihnen aus. Małkinia wirkte wie ein Bahnknoten, wie eine Art Verschiebebahnhof - aber wohin? Es war ihnen nicht klar, ob diese vielen Gleise vielleicht einfach noch übrig geblieben waren aus den Shoah-Zeiten. Spitzwinklig nach Süden vom Bahnhof aus, also Richtung Treblinka, gab es keine Gleise mehr: abgebaut wie die gebogene Bahntrasse auch. Stattdessen führte dort eine ziemlich protzige, breite und nagelneue Schnellstraße entlang, laut Schildern mit europäischen Fördergeldern gebaut. Kein Hinweis auf das Lager. Nichts. Auch nicht auf den Ort. Nur Ziele wie Kosów, Sokołów und dann Siedlce waren angeschildert. Kaum ein Auto fuhr darauf, jedenfalls nicht an diesem gewöhnlichen Donnerstagvormittag im September.



Ungewöhnlich war immer noch die Hitze. Sie nahm schnell zu. Die Sonne stach schon. Aber die Luft war klar, das Licht erstaunlich.

Bevor sie ihren Marsch begannen, hatte Ella besonderer Blick für Tiere im trockenen Gras neben dem fast menschenleeren Bahnhof noch eine Blindschleiche entdeckt. Bald kamen sie an die Brücke über den Bug. Er floss flach, breit und still zwischen unbefestigten Ufern. Im seichten Wasser stand ein Silberreier.

»Die Lager liegen immer in wunderbaren Landschaften«, sagte Ella. »Immer, auch diesmal wieder.«



»Und wir haben wie immer - nein, nur fast immer, Dachau war nasskalt, trüb und grau - dazu noch das herrlichste Wetter. Auschwitz jetzt auch wieder, Buchenwald damals, Natzweiler, Dora-Mittelbau, Grafeneck, du erinnerst dich...«, ergänzte Marc.

»Klar, an jeden einzelnen Ort«, gab Ella zurück, »auch an die Judenfriedhöfe in Creglingen, Buchau, in Haigerloch, in Wimpfen - immer unverschämt tolles Wetter. Aber der Himmel ist beim Wetter sowieso fast immer unser Freund. Bei den KZ's ist es halt dazu noch der Kontrast, was einem dann besonders auffällt.«

Nach einer Stunde kamen sie zum Dorf Treblinka. Der aufgelassene kleine Bahnhof mit dem Schild, oft fotografiert, weil fälschlich für jene Ortstafel an der Lagerrampe gehalten, die es dort nie gegeben hatte, lag rechter Hand, die Ansiedlung dahinter. Keine Menschenseele, nirgends. Alles wie ausgestorben. Links ging eine Stichstraße in die Landschaft, auf beiden Seiten Häuser mit vielen laienhaft drangebastelten Anbauten, die seltsam aus der Zeit gefallen schienen im Vergleich zu der schicken neuen vierspurigen Schnellstraße.

Sie wollten sich erkundigen, wie weit es noch wäre zum Lager. Gar so fern könnte es nicht mehr sein, hatte Marc vermutet. Eine einzige Frau fanden sie und sprachen sie an, dicklich, vernachlässigt und rauchend auf ihrer Terrasse. Nicht direkt feindselig, aber ganz distanziert bestätigte sie mit Gesten und polnisch und englisch gemischten Brocken, dass die Richtung stimme und das alte Lager nach zwei, drei Kilometern rechts im Wald gelegen sei - und leicht zu übersehen.

Ella stöhnte ein wenig auf. Sie kannte Marcs Märsche und dachte an den Rückweg. Die Strecke zog sich dann auch. Die Biegung im Wald, wo die Todeszüge für die letzten paar Meter abgezweigt sein mussten, übersahen sie und wären auch beinahe an dem Schild vorübergegangen, das den Weg zu einem Parkplatz wies, wo nur ein polnischer Reisebus stand und ein einziges Auto, das vermutlich zum Museumspersonal gehörte. Durch die Bäume war zur Schnellstraße hin ein mittelgroßes Gebäude älterer Bauart zu erkennen.

Sie gingen in die andere Richtung und stießen bald wieder auf die einstige Eisenbahntrasse. Eine fröhlich lärmende und blau-weiße Fahnen und Fähnchen schwenkende Gruppe junger Leute kam ihnen entgegen. Sie hatten offenbar gerade ihre Steine auf einen Haufen gelegt, der schon mit einer großen Israel-Flagge bedeckt war, und um den Schilder und Tafeln, teils mit hebräischen Schriftzeichen, aufgestellt waren.



Können die sich nicht benehmen?, fragten sich Marc und Ella, schauten sich an und schüttelten ein wenig die Köpfe. Das sind doch Israelis, das sind doch Juden! Konnte dieses pubertierende Pack nicht mal die Klappe halten, nicht mal hier die Klappe halten, sich der Würde der Toten, der Trauer und der Trostlosigkeit dieses Ortes bewusst werden und still sein? Konnten diese Autisten nicht diese dämlichen Kopfhörer abnehmen, die einige von ihnen über ihre Kippas und Kopftücher gezogen hatten?

Aber dann kam Ella ein ganz anderer Gedanke, den sie mit einem Ton von Zorn und Triumph in der Stimme aussprach:

»Sie haben es nicht geschafft, die Mörder.«

»Ja! Sie... haben... es... nicht... geschafft!«, wiederholte Marc, und ein paar Tränen liefen ihm über das lächelnde Gesicht. »Das sind jüdische Rotzlöffel, ungezogen, aber quicklebendig und lebensfroh.«

»...und ein bisschen stolz sogar«, fügte Ella an, die sich auch die Augen wischte. »Wie sie da ihre israelischen Flaggen schwenken. War das nicht die [Hatikwa](#), die ein paar von ihnen da gesungen haben?«. Marc zuckte mit den Achseln. Er hatte nicht darauf geachtet.

Das letzte Stück der einstigen Gleise war schon Teil des Gedenkort: Betonschwellen, daneben Steinstelen, gegenüber vielleicht die gepflasterten Reste der Lagerstraße. Zwei spitz versetzte Mauern markierten den Ort des Haupttors. Dann, am Beginn der einstigen Rampe mit ihren zwei Gleisen, öffnete sich das Feld, diese trapezförmige Todeszone, die, ganz von Wald umgeben, vielleicht drei, vier Fußballfelder maß. Es war völlig menschenleer. Zunächst waren nur die vielen hellen Steinstelen zu sehen, von denen manche die Namen je einer Ortschaft, einer jüdischen Gemeinde trugen. Auf einigen lagen rote Rosen, auf anderen blau-weiße Fahnen.



Inmitten dieser Grabsteine ragte ein pilzförmiges Mahnmal heraus, eine Art Turm aus demselben hellen Stein, den Marc für Kalkstein, Ella, die studierte Mineralogin, eher für Granit hielt. Kein Grund für Streit. Auch über die seltsame Pilzform dieses in der Mitte gespaltenen Turms war nicht zu streiten. Ein Versuch eben, aus

den sechziger Jahren; ein Versuch, wie Peter Eisenmans Holocaust-Mahnmal in Berlin, das Memento-Denkmal für die Deutschen, nicht für die Juden.

Der wuchtige Turm stand wohl da, wo dreizehn Monate lang die drei Gaskammern mit erbeuteten russischen Panzermotoren betrieben worden waren. Auf der Haube waren Köpfe, Körper und Hände erkennbar, an der abgewandten Seite eine Menora. Daneben war auf einem Stein mit den vielsprachigen Worten zu lesen: »Nie wieder«, wie in Dachau.

Erst später bemerkten sie dahinter eine längliche Mulde mit schwarz glänzenden Steinen, die aussahen wie geschmolzenes Glas und den Platz der einstigen Roste markierten, wohl zwei, auf denen die tagsüber aufgeschichteten Toten - zeitweise auch die wieder aus den Massengräbern ausgebaggerten Leichen - nachts verbrannt worden waren.



Sie fanden auch den Stein, den einzigen mit Namen, der an »JANUSZ KORCZAK - HENRYK GOLDSZMIT - I DZIECI« erinnerte, den Arzt und Leiter des Warschauer Waisenheims, und an seine Kinder, mit denen er freiwillig früher in den Tod gegangen war.

»Die Kinder«, sagte Ella leise.

Irgendwo am Rand stand auch eine Tafel, auf der ein Greifbagger und dahinter die Gaskammern zu sehen waren. Es stammte laut Aufschrift aus dem Fotoalbum von SS-Untersturmführer Kurt Franz. Dieser Kurt Franz war Stellvertreter des Kommandanten Franz Stangl, dann am Schluss der letzte Lagerleiter gewesen. Seinem Albumblatt hatte Kurt Franz den Titel »Schöne Zeiten« gegeben.

Während der Hauptsturmführer Franz Stangl als feiner Herr gegolten hatte, der sich die Hände nicht schmutzig machte, meist weiße Uniform und manchmal sogar Handschuhe getragen haben soll, war der »schöne Kurt«, den die Arbeitsjuden deswegen »Lalka« nannten, polnisch für Puppe, als brutaler Sadist gefürchtet, der aus Launen heraus Brillenträger erschoss oder seinen Hund Barry, einen Bernhardiner-Mischling, mit den Worten »Mensch, fass' den Hund!« auf Häftlinge hetzte und sie von ihm zerfleischen ließ.

Marc hatte vor der Reise recherchiert und ein [Film-Interview mit diesem Kurt Franz](#) gefunden, in dem der fröhliche Rheinländer und damalige Freigänger - er war 1964 beim Treblinka-Prozess in Düsseldorf als »Exzess-Täter« zu lebenslanger Haft verurteilt worden - im weißem Polohemd und mit dicker Uhr am Arm, immer noch gutaussehend unter glänzender Glatze und getönter Brille, seine Rolle als bloßer Wächter von der Waffen-SS herunterschwadroniert und versichert hatte, er habe nichts gegen Juden. In Düsseldorf habe er mit dem heimischen Ratingen 04 im Stadion gegen Makkabi Handball gespielt, niemals habe es da Differenzen gegeben, als junges Paar hätte er mit seiner Braut oft in einem jüdischen Lokal getanzt, und den Juden Kurt Hirsch habe er als Freund gehabt....

Sie sprachen nicht viel und wollten über einen sogenannten Schwarzen Weg noch durch die Stille des Waldes im Schatten zum zwei Kilometer entfernten Arbeitslager Treblinka gehen, wo auch Tausende geschunden, ermordet worden oder gestorben waren. Doch an der einstigen Rampe sackte Marc plötzlich in die Hocke.

»Was ist los?«, fragte Ella.

»Hast du Tempos oder so was?«, stöhnte er, »mir fährt es derart im Gedärm herum, ich glaub', ich muss sofort in die Botanik.«

Sie kramte ein wenig im Rucksack und gab ihm Tücher. Schnell verschwand er, leicht gebeugt, in die Büsche. Und als er nach ein paar Minuten wieder zurück war, sagte er:

»Das kam ganz plötzlich und so heftig wie noch nie. Gerade noch geschafft. Alles leer. Aber hier zu scheißen, das fühlt sich schon sehr seltsam an. Wie streng verboten. Wie was ganz Schlimmes. Wie ein kleines Verbrechen. Wie eine Schändung.«

»Versteh' ich«, sagte Ella, nahm ihn in den Arm und fuhr mit einem kleinen Lachen fort: »Aber lass mal. Ich sag's niemandem weiter. Wir sind ja allein hier. Keine Menschenseele.«

Er schwieg eine Weile, senkte den Kopf und sagte:

»Hier nicht mehr so. Ist natürlich Einbildung, aber vorn auf dem Feld habe ich all die Seelen neben mir gefühlt. Und irgendwie wird meine Seele da bei ihnen hängen bleiben. Ein Teil wenigstens.« Er weinte, und Ella umarmte ihn wieder.

Das kleine Museum am Parkplatz, wo jetzt drei Autos standen, aber kein Bus mehr, trug den Namen »Museum für Kampf und Märtyrertum in Treblinka«. Drin wurde auch der mit kleiner Gnadenfrist todgeweihten Arbeitsjuden gedacht, die am 2. August 1943 einen chancenlosen, aber nicht ganz sinnlosen Aufstand gegen ihre Peiniger gewagt hatten. Von den 82 Treblinka-Überlebenden waren die meisten im kurzen Chaos dieses Aufstands in die Wälder geflüchtet, waren nicht wieder aufgegriffen worden und hatten sich bis Kriegsende irgendwie durchgeschlagen.

Wie schon im Auschwitz-Museum fesselte Marc am meisten die Vitrine mit dem Modell des Vernichtungslagers. Er kam mit einem amerikanischen Pärchen ins Gespräch und erfuhr, dass die beiden aus Ann Arbor in Michigan stammten, »Teacher« seien sie, keine Juden oder gar Nachfahren von Holocaust-Überlebenden. Sie waren, wie Marc und Ella ja auch, aus reinem Interesse mit ihrem Mietwagen von Warschau hierher gefahren. Das verband.



filmkanon
Shoah
Claude Lanzmann
Frankreich 1985

Als man in entgegengesetzten Ecken des Hauptraums war, raunte Ella Marc zu:

»Frag' sie doch, ob sie uns mitnehmen können zum Bahnhof. Zu Fuß schaffen wir das bestimmt nicht mehr bis zum letzten Bus nach Warschau.«

»Mach' ich, klar«, sagte er und gab ihr einen kleinen Kuss. »Du bist klasse. Ich hab' das völlig verpeilt, dass wir ja auch wieder zurück müssen. Gut, dass ich dich habe.«

Es war schon Abend geworden und immer noch heiß, als sie am Bahnhof Małkinia Górna ausstiegen, sich bedankten und mit einer spontanen Umarmung verabschiedeten. Die Amerikaner wollten weiter nach Bialystok.

Sunny

Sunny hatte die Verbindung zu Marc über all die Jahre immer wieder gehalten. Oft hatte sie wie aus dem Nichts plötzlich angerufen. Oft war sie betrunken. »Na, bist du scharf auf mich?«, hatte sie dann manchmal mit schleppend lasziver Stimme geraunt oder »Ich will dich ficken«, oder »Ich bin so wahnsinnig geil«. Sie stand auf Männer, die älter waren. Von ihrer Hochzeit mit einem Handballer und Sportlehrer, der noch einige Jahre mehr zählte als Marc, hatte sie ihm sogar per Post Fotos geschickt. Von Tim, ihrem Sohn, auch. »Er sieht dir ähnlich. Dein Julian und Tim könnten Brüder sein.«

Nur halb im Spaß hatte sie immer wieder gestichelt, auch als ihr Mann ihn adoptiert hatte:

»Das ist dein dritter Sohn. Kümmer' dich!«

Und Marc hatte stets vehement dementiert, auch halb im Ernst:

»Du spinnst. Nie und nimmer. Hundert Pro. Null Ähnlichkeit mit mir. Das hat man schon auf den Kinderbildern gesehen, dass der ganz nach seinem Erzeuger kommt.«

Tims leiblichen Vater, einen ziemlich abgestürzten Knaben, hatte Sunny schon bald nach der Geburt in die Wüste geschickt und sich wenig später für einige Jahre mit Georg zusammengetan, der einst ein Weddinger Hausbesetzer-Genosse von Marc gewesen war und der Vater von Frederic, dem besten Kinderladen-Freund von Julian, Marcs Ältestem. Auf Julian hatte Sunny damals öfter aufgepasst, als sie noch keine 18 war und unbedingt mit Marc schlafen wollte.

»Nicht bevor du volljährig bist. Ich schlafe nicht mit Kindern«, hatte er spöttisch abgewehrt. Irgendwann war sie volljährig.

Viele Jahre war das her. Als Marc längst im Süden wohnte, war Sunny, nachdem sie sich mal die Pulsadern aufgeschnitten hatte, für längere Zeit stationär in die Klinik gekommen, auf »Bonnie's Ranch«, wie man die Berliner Psychiatrie nannte, wegen Borderline, hieß es. Die Ärzte hatten ausdrücklich befürwortet, dass Marc sie bei seinen Berlin-Trips zweimal in der Geschlossenen besuchen sollte. Später war sie mehrfach zum Entzug in Kliniken. Medikamente und Alkohol.

Jetzt hatte sich nach langer Pause wieder ein Kontakt angebahnt. Nach einem dieser Telefonate hatte ihm Sunny zugemault, was sie »ein scharfes Foto« nannte, ihm die Installation von Whatsapp empfohlen und versprochen, ihn mit allem zu versorgen, was er sich wünsche: Handybilder in Posen und Nahaufnahmen und Videos dazu, bei denen sie »es sich besorgen« wolle und er dann »geil abspritzen« sollte. Das zog. »Ich will eine Tigerlilly von dir, hörst du. Eine Tigerlilly!«, hatte sie immer wieder gesagt.

»Außerdem sollst du mich so richtig hart nehmen. Ich brauche das. Ich will, dass du mich vergewaltigst, ja?« , raunte sie am Telefon. »Bisschen schlagen, bisschen beißen, bisschen fesseln, verstehst du? Hart, richtig hart.«

»Ich bin kein Vergewaltiger, Süße«, hatte Marc geantwortet, »über den Rest lässt sich reden.«

Irgendwann hatte sie sich selber eingeladen. Ihr Mann, hatte sie gesagt, sei mit der Handball-Mannschaft für eine Woche weg. Sie sei wieder schwer depressiv, suizidgefährdet, ihr Arzt hätte ihr zu der Reise geraten, sie wolle aber auch mal sehen, wie Marc so lebe. Und sie brauche seinen Rat und seine Hilfe auch aus anderen Gründen.

Denn seit ihr Sohn sie betrunken, heftig aus einer Platzwunde am Kopf blutend, mit aufgeritzten Handgelenken und von einer Ladung Tabletten ohnmächtig am Fuß der Treppe gefunden hatte, wolle der nichts mehr von ihr wissen. Er sei ausgezogen gewesen, als sie nach ein paar Wochen aus der Klinik entlassen worden war. Ernst sei es gewesen, akut lebensbedrohlich und knapp, hätten die Ärzte gesagt. Ihr Mann habe ihr die Aktion zwar verziehen, an die sie keine Erinnerung mehr habe. Der Sohn aber nicht.

»Funkstille seither. Ich weiß nicht einmal, wo er gerade wohnt. Tim ist schließlich auch dein Sohn«, stichelte sie wieder. Marc lachte nur. Von Ella wusste sie. Aber für sie interessierte sich Sunny nicht, oder kaum. Eher für Lena, nach der sie sowieso immer fragte, wie stets auch nach seinen Jungs.

Ella ihrerseits wusste Bescheid über das Ansinnen, machte sich natürlich Sorgen, zumal Sunny zwölf Jahre jünger war, hübsch und von sportlich guter Figur. Sie hielt sich aber ganz zurück. Ihr war klar, dass sie so kurz nach der Offenbarung ihrer Robert-Geschichte wenig in den Händen hatte, um diesen Besuch zu verhindern. Und so einen Hilferuf abzuweisen, hätte sie auch kaum von ihm verlangen können.

Sunny sah blendend aus, als Marc sie vom Bahnhof abholte. Keine Spur von Depression, auch nicht von Alkohol. Sie sei aber erschöpft. Ob man kurz einen Espresso trinken könne, fragte sie. Und als der Kaffee gekommen war, nahm sie den Keks lasziv zwischen die Lippen und spielte mit der Zunge daran.

»Ich habe nichts drunter«, raunte sie mit verschwörerischem Blick und lachte frech. »Willst du sehen? Bisschen Beine breit?«, fuhr sie fort. »Ich bin geil. Ich muss sofort ficken, wenn wir bei dir sind, ja? Hart, ja? Aufs Bett schmeißen und vergewaltigen, ja?«

Marc blieb cool, lachte die Anmache weg und sagte: »Ich bin kein Vergewaltiger. Das weißt du doch.«

Aber als sie seine Wohnung für schick erklärt und ihren Koffer abgestellt hatte, lief es doch fast sofort fast genau so ab, wie sie das gefordert hatte. Sie blies nicht besonders gut und bestand auf dieser Gewaltnummer, kurz und heftig. Einen ordentlichen Arschfick, den Marc sich eher hätte vorstellen können als solches Vergewaltigungstheater, wollte sie nicht. Das sei auf die Schnelle zu eng, erklärte sie ihm zwischen ihren Rufen, die er lächerlich fand, zumal sie nicht kam: »Stoß ihn mir rein, deinen Hammer! ... Gib's mir!...Härter!« ...

Der Sex wurde nicht viel besser während der nächsten drei Tage, und Marc war froh, als sie wieder abreiste. Die ganzen Nächte hatte er nicht bei ihr im Bett zubringen wollen, was sie schade fand. Sie hatte mehr erzählt als er, ob am Tisch, bei Ausflügen und Spaziergängen, und er hatte geduldig zugehört. Manche Fragen, manchen Kommentar über ihre Situation und ihren Zustand fand sie hilfreich und bedankte sich, auch für den Rehbraten mit Spätzle, dessen Delikatesse sie aber wohl nicht recht einzuschätzen wusste.

Als Ella ihn am Tag nach Sunnys Abreise danach fragte, sagte Marc:

»Es hat keinen Spaß gemacht mit ihr zu schlafen, überhaupt nicht. Ich habe mich eigentlich sogar überwinden müssen. Aber es war nötig für mich. Unsere Beziehung wäre ohne das nie wieder ins Gleichgewicht gekommen. Ich hätte dir nie wirklich verzeihen können. Dein Betrug war eine ganz andere Sache, und ich versteh' das bis heute nicht. Es tut auch immer noch ganz fürchterlich weh, wenn ich dran denke. Aber so banal das klingt: Jetzt sind wir quitt. Wenigstens äußerlich.«

An baltischer See



Sie hatten den Zug gebucht nach Danzig, einen PKP-Schnellzug, der deutschen ICE's oder dem TGV in nichts nachstand. Als sie zum Zwischenstopp in Malbork einfuhren, machte Marc auf die Marienburg aufmerksam:

»Da wäre ich schon gern hin«, sagte er zu Ella, »aber wahrscheinlich reicht uns die Zeit nicht. Weltkulturerbe, was weiß ich, größte Festungsanlage weit und breit oder wenigstens Europas. Mekka des Deutschen Ordens. Die ersten Kolonisatoren, die ersten Eroberer von Hitlers Lebensraum im Osten. Mergentheim gehörte auch zu deren Zentren, du erinnerst dich an unser liebliches Taubertal?«

»Klar«, sagte sie.

»Ich hatte damals so einen illustrierten Weltatlas als Kind, steht immer noch in meinem Regal. Da war ein Farbfoto drin von der Marienburg an der Nogat. Das ist übrigens ein Mündungsarm der Weichsel. Krakau, Warschau, Danzig, wir bleiben an diesem Fluss. Die Marienburg ist mir zu so einer Art Sehnsuchtsort geworden, wie überhaupt der Osten. Auch das Danziger Krantor, die Dünen von Leba, die Vogelwarte Rossitten auf der Nehrung...«, erinnerte er sich.

»Das hing wohl irgendwie mit der Stimmung zusammen, die ich als Kind bei all den konservativen CDU-Leuten und all diesen Vertriebenen mitbekam. So was von Wehmut über die angeblich verlorenen Ostgebiete. Ich glaube, das hat mich angesteckt als Knaben. Da wollte ich mir dann einen Land Rover zu einer Art Wohnmobil ausbauen und alles abfahren. Allenstein, Masuren, auch Breslau war dabei. In irgendeinem anderen alten Atlas, einem braunen Diercke, müsste noch mit Bleistift die Route eingezeichnet sein.«

»Als Brandt dann kniete in Warschau, da waren meine Eltern still. Das erstaunt mich im Nachhinein. Vorher war immer von Ausverkauf die Rede, von Herschenken ohne Gegenleistung«, schloss er.

Sie hatten ein Quartier fast direkt am Meer gebucht, in Brzeźno, dem früheren Brösen, nahe der Westerplatte und Neufahrwasser im Osten und westwärts nahe Zoppot – altes »[Blechtrommel](#)«-Land, am Strand spielt die Szene mit den Aalen im Pferdekopf.

Dorthin hatte es Marc schon von Berlin aus gezogen, als die Mauer noch stand, als der Osten noch Osten war, also kommunistisch. Aus dieser Reise mit den Kindern – der Kleine war erst drei Monate alt – hatte sich durch die Begegnung mit Rudi und seiner ersten Dana ergeben (nach ihrem Krebstod heiratete er erneut: eine zweite Dana), dass sie mit Rudi Briefe wechselten, Pakete nach Polen schickten und fast jährlich zum Besuch an die Ostsee kamen.

Nach der Trennung von Lena war Marc ein letztes Mal dort gewesen – unangekündigt, er war telefonisch nicht durchgekommen – mit den Jungs. Vor Ort hatten sie erfahren, dass Rudi gestorben war, und mussten auch noch verkraften, dass sie nach dem Strandspaziergang unter Schock und Trauer das Auto aufgebrochen und leergeräumt fanden. Zelt, Schlafsäcke, Angelzeug – bis auf Geld, Papiere, die Kamera, die er bei sich trug, und ein paar ältere Klamotten war alles weg. Dazu Dauerregen, tagelang schon. Sie waren sofort zurück gefahren, in einem Rutsch, mehr als zwölf Stunden nur mit ein paar Pinkelpausen. Ein Schock als Ende einer schönen Verbindung, auch für die Kinder.

Vom Hauptbahnhof Gdańsk Główny nahmen Ella und Marc die Tramlinie 3, die fast direkt zur Brösener Pension führen sollte. Das »Amber House« lag in zweiter Reihe zur Strandpromenade gleich neben dem Haffner-Park. An der zweiten Haltestelle fuhr die Tram nicht weiter. Die Tür, gegenüber der Ella und Marc saßen, schloss nicht. Nach einer Weile kam die Zugführerin, die ihn – handfest, blond und kompakt – an Sunny erinnerte, um diese Sache zu checken, die mitten im Feierabendverkehr den ganzen Betrieb aufhielt, ging wieder ans Steuer, kam zurück und öffnete schließlich die Klappe über der Tür, um die Elektrik zu überprüfen. Sie hatte keinen Erfolg und fluchte fürchterlich.

Als sie das zweite Mal mit neuem Werkzeug zurückkam, mehr als zehn Minuten Zwangsstopp waren inzwischen vergangen, hielt ihr Marc einen kleinen Aufkleber entgegen, den er von einem Sensor neben der Schwelle abgezogen hatte. Irgendein Bengel hatte damit die Lichtschranke blockiert. Die rustikale Tramführerin schaute verdutzt und begann eine noch lautere Schimpfkanonade auf Polnisch und fluchte auch noch, als sie ihren Führerstand wieder erreicht hatte. Aber die Tür schloss sich schließlich, und die Fahrt ging weiter.



Am Abend spazierten sie bei allmählich nachlassender Hitze und in diesem besonderen Ostseelicht nach Neufahrwasser, wo Schiffe gen Skandinavien ausliefen, dicke Pötte und weiße Fähren. Sie warfen einen Blick auf die gegenüberliegende Westerplatte und auf das Hafenbecken am Leuchtturm, von wo aus die Salven der »Schleswig-Holstein« den Zweiten Weltkrieg

eröffnet hatten. An einer Strandkate bestellten sie Schellfisch und eine frittierte Flunder, Pommes und polnisches Bier dazu.

Die Danziger Altstadt, eigentlich die Rechtstadt, für deren historisierenden Wiederaufbau – jede zweite der zerstörten Häuserzeilen wurde allerdings zum Grünstreifen - den polnischen Restauratoren aller Respekt zu zollen war, und die Marc stets zu seinen Lieblingsstädten gezählt hatte, machte auch auf Ella Eindruck: Langgasse, Langmarkt und Stockturm, die majestätisch schlichte Backsteingotik der Marienbasilika, die Treppchen der Mariacka, der Frauengasse, mit ihren Geländern, das Krantor.

Der Zweite Weltkrieg hatte auch an der [Polnischen Post](#) begonnen, deren Verteidigung Günter Grass so eindringlich in seiner »Blechtrommel« schildert. Volker Schlöndorffs Film hat sie so kongenial in bewegte Bilder gesetzt, dass sie, wie Ella jetzt vor Ort bemerkte, »alle alten Vorstellungen beim Lesen längst überlagern«. Die Polnische Post wirkte mit Denkmal und Museum noch einmal anders, war aber wiedererkennbar aus dem Film und aus den Dokumentaraufnahmen.



Weltgeschichte war auch auf der Werft geschrieben worden, der Stocznia Gdańska, damals Lenin-Werft, noch früher Schichau-Werft. Wirkliche Weltliteratur war im Labesweg entstanden, im Mietshaus der Familie Grass oder Matzerath im früheren Langfuhr, das jetzt den Zungenbrecher-Namen Wrzeszcz trug. Das Haus war gerichtet und gestrichen, auch mit Tafeln versehen.

Aber in den heruntergekommenen Hinterhöfen hätte man sich nicht wundern wollen, wäre einem eine topfschlagende Kinderprozession begegnet, die der »Schwarzen Köchin« huldigte, ein trommelnder Oskar voran.



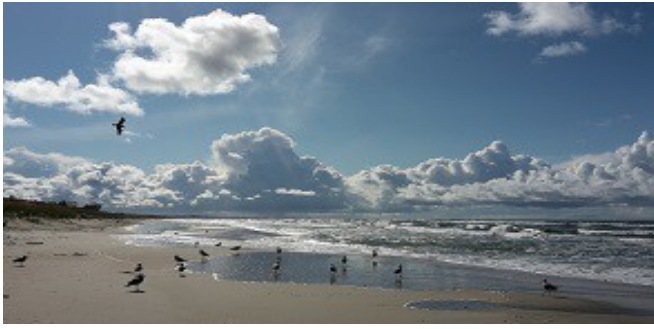
An der Werft, wo der fromme Elektriker und Streikführer Lech Wałęsa das Weltreich des Sowjet-Kommunismus herausgefordert hatte, ragte neben dem Tor das dreifache, hoch oben mit Ankern behängte Kreuz in den Himmel. Es war eigentlich schon für die Toten des ersten Werft-Aufstandes und des Streiks von 1970 errichtet worden.

»Mich stört dieser arge antikommunistische Drall ein bisschen«, sagte Marc, als sie an dem Stück Berliner Mauer und dem historischen Schützenpanzer vorbeigekommen waren, »mehr als der katholische vorhin in der Brigitten-Kirche oder der polnische an der Post.« Ella fand die Kreuze und alle diese Denkmäler »furchtbar pathetisch und noch furchtbarer kitschig« .

Am Flughafen, den die Polen und die Danziger nach ihrem Arbeiterführer und ziemlich schlechten späteren Staatspräsidenten benannt haben, holten sie das Mietauto ab, einen kleinen roten Citroën, wie er ihnen später noch einmal in unseligem Zusammenhang begegnen sollte. Marc hätte sich der langen Fahrt wegen nicht getraut sie zu fragen, aber Ella wollte zur Wolfsschanze, zu Hitlers Hauptquartier, wo der Oberst Stauffenberg sein Attentat verübt hatte. Und sie wollte womöglich sogar »bis an die russische Grenze«, sagte sie nebenbei neckisch, zu der Grenze also, die auf der Kurischen Nehrung die Kaliningrader Exklave Russlands von Polen trennte.

Auf einer Fähre überquerten sie im gleißenden Morgenlicht unter bleigrauen und weiß strahlenden Wolken die Weichsel, deren Weite Ella den Ausruf entlockte:

»Ein Strom, ein richtiger riesiger Strom! Ist das nicht wunderbar?«



Fast wären sie bis zur russischen Grenze gekommen. Aber irgendwann hörte der befahrbare Weg auf. Er endete an einem Wendeplatz, wo ein paar alte Boote, blaue Plastikfässer und ein Anhänger unter zwei Laternenmasten vor sich hingammelten – unter einem gigantischen Himmel allerdings

mit diesen dramatischen bleigrauen und weißen Wolken und in einer Verlassenheit, die etwas Gespenstisches und etwas Betörendes hatte. Ein Ort zum Verweilen. Sie blieben lang und freuten sich an den großen braunen Raubmöwen und weißen Lachmöwen, die entweder auf dem Sandstrand stolzierten, auf den Gischtkämmen der Wellen balancierten oder ihren Spaß am verwegenen akrobatischen Luftkampf mit dem strammen, fast stürmischen Wind hatten.



Schon dreißig Jahre zuvor hatte Marc das KZ Stutthof als eine sehr gepflegte, ja geradezu schöne Gedenkstätte wahrgenommen. Schon damals, als er den Ort mit Lena und den kleinen Kindern kurz besucht hatte, war die umgebende Landschaft wunderschön und das Wetter herrlich gewesen. Und schon damals war es ganz ruhig

gewesen dort. Die wenigen Besucher verteilten sich auf die vielen Baracken des Museums und in der Weite des Geländes.



Im Lager Stutthof beendete ein Wolkenbruch die wochenlange Hitze- welle. Der Wind hatte den Wettersturz schon an der russischen Grenze angekündigt. Sie hatten sich in einer der sorgfältig restaurierten Baracken untergestellt und Glück, dass sie nach Ende der Öffnungszeiten überhaupt noch jemanden fanden, der sie durch das eigentlich längst schon verschlossene Tor wieder herausließ.

Reinhard

Auf dem Weg zur Wolfsschanze, dem Führerhauptquartier bei Rastenburg, das jetzt Kętrzyn hieß, war ihr erstes Ziel das Städtchen Pieniężno, das einstige Mehlsack in der einstigen katholischen Enklave Ermland mitten im protestantischen Ostpreußen. Marcs Freund Reinhard, der wichtigste seines Lebens, war dort aufgewachsen. Er dämmerte mittlerweile im oberschwäbischen Altenheim seinem nahen Tod entgegen. Die Leberzirrhose hatte ihn binnen Monaten von innen vergiftet.

Zwar hatte er jedesmal gestrahlt übers ganze Gesicht, wenn sie ihn besuchen kamen. Aber er konnte kaum mehr sprechen. Sie hatten für ihn und die anderen, meist dementen Bewohner sogar einmal musiziert in diesem verglasten Saal im Dachgeschoss des Heims, von wo aus die Alpen zu sehen waren, wenn das Wetter klar war: Händels »[Lascia ch'io pianga](#)«, sein Lieblingsstück, mit Geige und Gitarre, dazu das »Largo« aus »Xerxes« und [Bachs »Air](#)«. Und Marc hatte versprochen, ihm beim nächsten Besuch Bilder mitzubringen von der Reise, von Mehlsack, seiner Heimat. Reinhard hatte genickt.

Er war spätberufener Priester, ein charismatischer Mann Gottes, bei dem die Kirchen voll waren. An seiner ersten Stelle als Vikar hatte er den pubertierenden Oberministranten Marc entdeckt, ihn in vieler Hinsicht gefördert, ihm die Welt gezeigt und die Gesellschaft der kleinen Stadt, die er etwas verächtlich »Hautevolee« nannte. Und er hatte ihn vor allem befreit aus der katholischen Strenge und Enge des Elternhauses, ausgerechnet er, der Priester. Reinhard, obwohl ein Frauenschwarm, war schwul und hatte keinen Hehl daraus gemacht. Aber niemals hatte er Marc angefasst oder auch nur bedrängt.

Irgendwann nach einer Faschings-Sause an einer späteren Wirkungsstätte im württembergischen Oberland hatte seine Pfarrjugendleiterin den ordentlich angetüddelten Priester verführt und Zwillinge mit ihm gezeugt. Die waren dann rasch nach der Geburt zur Adoption freigegeben worden. Reinhard hatte sich geweigert, sein Priesteramt aufzugeben und zu heiraten, wie diese Frau es sich erhofft hatte. Aber er hatte den Fehltritt von der Kanzel herab öffentlich eingestanden und die vom Bischof verordnete klösterliche Einkehr von mehreren Monaten und die Strafversetzung ans andere Ende des Bistums auf sich genommen. Unterschriftenlisten aus der Gemeinde, die ihren Pfarrer behalten wollte, von einer Delegation mit fünf oder sechs Bussen dem Bischof übergeben, hatten nichts gefruchtet.

Im dunklen Wald



Dem polnischen Örtchen merkte man die schweren Kriegszerstörungen an. Marc fotografierte ein paar Backsteinbauten, darunter das Rathaus, die Ruinen der evangelischen Kirche mit ihrem Schinkel-Turm und der hochmittelalterlichen Burg des Ordens, dem späteren Schloss der Fürstbischöfe des Ermlands. Vor allem aber wollte er das Innere der offenbar ganz wiederaufgebauten katholischen Kirche ablichten, in der Hoffnung, dass sein dahindämmernder Freund Reinhard diesen Kindheitsort seines Glaubens vielleicht wiedererkennen möge. Man huldigte dort in weißgetünchter Backsteingotik dem gerade heiliggesprochenen polnischen Papst mit einem riesigen Porträt. Auf dem Friedhof suchten sie vergeblich nach Reinhard's Familiennamen und nach jüdischen Gräbern.

Mindestens ein paar Neonazis hatten sie erwartet, völkische Nostalgiker oder Hitler-Pilger am Ort des einstigen Führerhauptquartiers Wolfsschanze, aber nichts dergleichen angetroffen. Auf dem Parkplatz, nahe dem Bahnsteig, wo Hitler noch am Tag des Attentats Mussolini empfangen und seine weitgehende Unversehrtheit der Vorsehung zugeschrieben hatte, gab es keine der befürchteten Autos mit Nazi-Insignien oder Nummern wie 88 für »Heil Hitler«.

Es waren keine Deutschen, sondern Polen, Russen und ein paar Franzosen, die den Souvenir-Laden mit lauter geschmacklosen Weltkriegs-Militaria umlagerten, die mit dem historischen Geschehen überhaupt nichts zu tun hatten. Es war auch eine polnische Familie, die mit einem Guide in Tarnuniform verhandelte, zu welchem Preis sie einen von drei Militärwagen chartern wollte, auf deren Pritsche mit aufgepflanzter MG-Attrappe sich Touristen über das Gelände kutschieren lassen konnten.

Ella hatte einen anderem Grund, die Nase über diese Familie zu rümpfen und zornige Blicke herüberzuwerfen:

»Schau mal genau hin, wie der mit seiner Tochter umgeht. Da ist was faul, sag' ich dir.«

»Er tatscht tatsächlich ein bisschen übergriffig an ihr rum«, versuchte Marc ihrer Beobachtung zu folgen.

»Und sie hat Angst vor ihm. Und ekelt sich.«

»Wenn du es so sagst, könnte man es meinen« , sagte Marc.

»Und die Mutter und die Oma schauen weg. Die Jungs sind anderweitig zugange. Normalerweise müsste der sich hier eher mit ihnen beschäftigen als mit dem Mädchen.«

»Stimmt«, bestätigte er.

»Ich kenn' das nur zu gut«, sagte Ella.

»Woher?«, wollte Marc wissen.

Ella schwieg.



Moos überwachsen, so grün und dunkel wie der Wald. Nur gelbe Warnschilder störten die einheitliche Färbung.

Auf diesem Areal, das sich hinter dem blau angestrichenen und jetzt als Entrée dienenden SS-Gästehaus bestimmt einen Kilometer tief in die, trotz langer Trockenheit, immer noch sattgrünen Laubwälder erstreckte, verteilten sich die Besucher so locker, dass man sich fast allein vorkommen konnte. Die Reste der gesprengten Bunker waren mit

Ella mit ihrem Auge für Skurriles zeigte Marc ein Schild, das sie auf der Toilette entdeckt und fotografiert hatte: »Please do not clean the shoes in the toilet« stand da geschrieben. Marc lachte. Gleich hinter dem Eingang fand sich das Fundament der Baracke, wo Stauffenberg seine Bombe gezündet hatte. Direkt dahinter lag der Gästebunker, der Hitlers hauptsächlicher Aufenthaltsort gewesen war, weil der »Führerbunker« im hinteren Bereich, zwischen den Betonklötzen für Bormann, Keitel und Göring, unfertig und im Bau geblieben war seit dem Bezug der Wolfsschanze wenige Tage nach dem Überfall auf die Sowjetunion (das am 21. Juni 1941 begonnene »Unternehmen Barbarossa«) bis wenige Wochen vor Hitlers Rückzug in den Berliner Führerbunker unterm Garten der Speer'schen Neuen Reichskanzlei.



Am Attentatsort, der Lagebaracke, erinnerte eine zu zwei Buchseiten stilisierte Bronzeplatte auf Polnisch und auf Deutsch an das, was sich dort am Morgen des 20. Juli 1944 abgespielt hatte.

»Kitsch?«, fragte Marc.

»Geht so«, befand Ella.

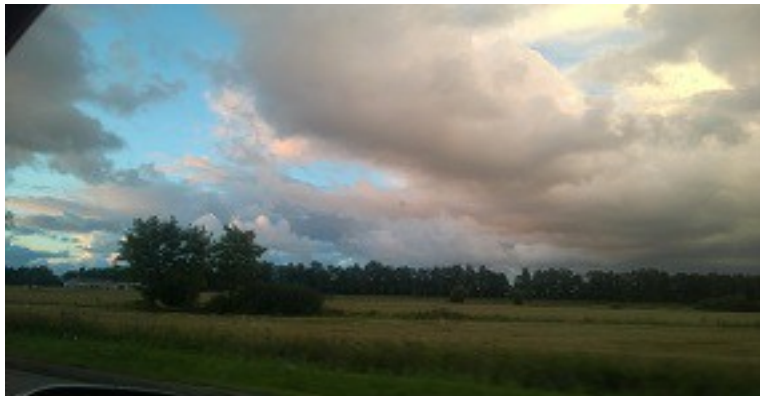
Sie sprachen über die seltsamen Zufälle, die das Gelingen des Bombenanschlags verhindert hatten: die im Stress – die Besprechung war wegen des Mussolini-Besuchs um eine halbe Stunde vorverlegt worden – nicht scharf gemachte zweite Kilo-Ladung Sprengstoff, die dann nicht einmal mehr in Stauffenbergs Aktentasche gepackt worden war; die relativ leichte Bauweise der Baracke, wodurch die Wucht der Explosion weitgehend durch die Wände und Fenster verpuffen konnte; der flächige Fuß des massiven Eichentisches, der den über die Karten gebeugten Führer zusätzlich abgeschirmt hatte.

Hitler schien tatsächlich, meinte Marc, wie schon bei allen vorangegangenen Attentatsversuchen, eine Art sechsten Sinn gehabt zu haben. Viel Pech und Zufall waren immer wieder im Spiel gewesen, so bei Georg Elzers Attentat im Münchener Bürgerbräukeller am 9. November 1939, wo Hitler die Bierschwemme voll besoffener Parteigenossen mitsamt seinem Führungsstab, darunter Himmler und Heß, Bormann, Goebbels und Rosenberg, völlig unerwartet 13 Minuten vor der Explosion verlassen hatte; oder bei Philipp von Boeselagers abgeblasenem Versuch während Hitlers Frontbesuch in Smolensk; oder bei den Selbstmord-Attentaten, die, schon im Jahr 1943, Rudolf von Gersdorff im Berliner Zeughaus oder Axel von dem Bussche in der Wolfsschanze geplant hatten.

Sie sprachen aber auch wieder darüber, wie spät erst diese Offiziere, anfänglich sogar begeistert von Hitler und dann loyal bis kurz vor knapp, diesen wenig aussichtsreichen Versuch geplant hatten, um zu zeigen »daß die deutsche Widerstandsbewegung vor der Welt und vor der Geschichte unter Einsatz des Lebens den entscheidenden Wurf gewagt hat«, wie der noble Henning von Tresckow an Stauffenberg geschrieben hatte, »coûte que coûte«. Und viel zu Wenige hatten sich viel zu spät an der immer brutaler beschleunigten Barbarei gegen die Juden gestört, wie jener [Ulrich-Wilhelm Graf von Schwerin](#), den Marc für seine Tapferkeit vor Freislers Gebrüll am Volksgerichtshof verehrte. Selbst vom edlen Claus Schenk Graf von Stauffenberg sind abfällige Briefzeilen über »jüdischen Pöbel« und »polnische Untermenschen« überliefert.

Sie sprachen auch noch einmal darüber, dass die Familien der Verschwörer des 20. Juli in der Bundesrepublik noch bis in die sechziger Jahre nicht nur in gewissen Kreisen als Angehörige von Hochverrätern scheel angesehen und ausgegrenzt, sondern für viele altbraune Kommissköpfe geradezu gebrandmarkt blieben. Auf »den Eid« wurde da immer gern verwiesen, den die Attentäter gebrochen hätten, diesen Eid auf Adolf Hitler persönlich.

Und sie sprachen darüber, dass der linke Widerstand, etwa die »Rote Kapelle«, von ein paar Ausnahmen in den Gewerkschaften oder der DKP abgesehen, im Westen praktisch gar nicht, sondern allenfalls in der DDR gewürdigt worden war.



Auf dem Rückweg durchquerten sie noch einmal spektakulär beleuchtete Gewitterfronten mit heftigen Wolkenbrüchen, wie sie am Vortag das harte Ende der Hitze-welle angekündigt hatten. Im Olivaer Dom und im Ostseelicht des windigen Strands auf der Halbinsel Hela verabschiedeten sie

sich von Danzig, bevor sie eine Propellermaschine zu einer letzten Nacht nach Krakau brachte. In einem Ketten-Hotel hatten sie heftigen Sex, als müssten sie nach all dem Erlebten hemmungslos die Sau rauslassen. Ella wollte einen Deep Throat, den sie erst abklopfte, als sie in japsende Atemnot gekommen war. Und danach wollte sie über der Bettkante hart in den Arsch gefickt werden.

Genug

Julian holte die Polenheimkehrer vom Flughafen ab. Marcs Sohn hatte seine letzte Ferienwoche geopfert, um den hinfälligen Hund zu versorgen. Er hätte Jesco wohl einschläfern lassen, wenn es nach ihm gegangen wäre, erzählte er. Sofort nach der Abreise sei es täglich schlimmer geworden, geradezu atemberaubend rasant. Das Tier habe nicht mehr ohne Hilfe von seiner Windelmatte aufstehen können. Immer wieder sei ihm beim Gang vor die Tür der Hinterleib weggebrochen, nicht einmal seinen Kot habe der Hund noch halten können.

»Und er hat sich dann so geschämt dafür«, sagte der Sohn, »diesen Blick werde ich nie mehr vergessen. Mein Gutster, der Zimmerwolf..« Der »Zimmerwolf«, das war eine Erfindung von Ella gewesen, als sie sich in den Retriever verliebt hatte. Sie hatte das aber nicht mehr verwendet, sondern ausdrücklich den richtigen Namen benutzt, »aus Respekt«.

Noch vor dem Auspacken verständigten sie die Tierärztin. Sie kam am nächsten Vormittag mit einer Spritze, kurz nachdem Julian abgefahren war. Jesco starb auf dem Boden, den Kopf im Schoß seines Herrn. »Danke, mein Hund«, sagte Marc ein paarmal. Ella streichelte seine Stirn und weinte still. Jesco schloss die Augen schlief mit einem letzten tiefen Schnaufer ein. Die Veterinärin verabschiedete sich leise. Noch am Nachmittag begruben sie ihn in Ellas Garten, legten sechs Steinplatten auf den Erdhügel und pflanzten die junge Sommerlinde von Marcs Balkon auf Jescos Grab.

Gut drei Wochen danach begannen die ersten Wochenendproben für [Mozarts »Requiem«](#). Marc, der sogar schon ein bisschen an seiner zweiten Geigenstimme übte, hatte Ella angekündigt, er werde nicht zulassen, dass ihr Vergewaltiger da einfach ihr gegenüber stehe und gemeinsam mit ihr solche Musik singe, als sei nie etwas vorgefallen. Ella hielt es für ausreichend, dass sie Robert wie bisher vollständig ignorieren wollte:

»Der Robert ist Luft für mich. Und ich weiß, dass sich so einer dadurch genug gestraft fühlt.«

»Genug ist nicht genug in diesem Fall, finde ich«, beharrte Marc. Und er begann, finstere Pläne zu schmieden.

Lena wusste, wie tief er ihren feisten Robert verachtete. Sie wusste - und das war durchaus Genugtuung, vielleicht sogar ein kleiner Triumph für sie -, wie sehr es Marc getroffen hatte, dass sich auch Ella mit diesem Menschen eingelassen hatte. Dass diese Affäre genau zu der Zeit gelaufen war, als Marc seinerseits längst die heimliche, aber heftige Liaison mit Ella begonnen hatte, das wusste Lena nicht. Aber jetzt sollte sie wissen, dass sie nicht nur einen taktlosen Trampel, sondern einen Vergewaltiger zwischen ihre Beine ließ. Und auch seine Söhne sollten das wissen. Zu tief hatte Marc Roberts plumper Versuch gekränkt, mit Lenas Billigung die Vaterrolle zu übernehmen, die er bei seinen eigenen Söhnen so schändlich und schmählich verspielt hatte.

Marc schrieb Lena eine Mail. Für manches wüste Wort sollte er sich später schämen:

»Lena, ich hab viel zu selten klar angesagt. Aber jetzt tue ich es: Du kannst dich von dieser fetten Ratte ficken lassen. Deine Freiheit, dein Leben, deine Würde. Aber wenn dieser R. sich meinen Jungs auch nur von ferne nähert als netter Schmusebär ihrer Mutter, werde ich ihnen sagen, dass er die Ella vergewaltigt hat.

Mit der Masse seines Körpers, als sie - sehr bald, nach ungefähr acht Dates, sagt sie - nicht mehr wollte. Glaub ich auch, der Typ bringt ja nicht wirklich irgendwo was, aber wanzt weiter und nimmt sich dann und betrachtet als Besitz. Musst Du nicht glauben, glaubst halt ihm. War aber so. Und kann dann kein Wasser nicht halten und protzt rum mit seinen Kerben. Dich hat er auch gleich als ganz tolle Kerbe verkünden müssen nach all dem jahrelangen Gewanze. Die Ella, gegen deren ausdrückliche Bitte um Diskretion (eine verheiratete Frau), hat er offenbar auch sofort als Trophäe chor-öffentlich herumgeschwätzt. Bis zu mir kam das damals nicht. Erfahre viel, aber eben auch nicht alles. Und das ging mich ja so direkt nichts an.

Die Jungs können die Ella fragen. Der vertrauen sie. Definitiv. Dem Geschwätz dieses Frauenverächters über seine Vergewaltigung ('Ich bedaure das nicht') dürfen sie dann auf den Zahn fühlen. Und dir und deinem treudoofen Glauben an ein wirklich echtes Arschloch auch.

Ella übrigens will noch nicht offen und klar von Vergewaltigung sprechen. Sie sollte anzeigen, finde ich. Schämt sich aber, weint sofort still in sich hinein, obwohl das schon so lang her ist. Hat wohl noch ein halbes Jahr gebraucht, sagt sie, um sich sicher zu werden, dass sie dieser Besitzergreifung widerstehen kann. So ticken Frauen dann, ich weiß das. Ich habe ihre Not damals viel zu spät bemerkt und nur aufs Wanzen bezogen, das ich bei dir noch viel schamloser und frecher fand. Konnte mir eben so etwas ebensowenig vorstellen, wie dass sie sich überhaupt mit so einer Knallcharge näher einlässt. Erst recht nicht, dass sie mir das verschweigt, so vertraut, wie wir damals schon waren. War wohl auch zu sehr mit meinem Schmerz um dich beschäftigt, oft auch einfach mit der Depression, ja.

Ella will nicht sprechen - außer zu mir in kleinen Schritten - aus Scham. Aber ich, ich spreche jetzt davon. Zu dir. Und vielleicht zeige ich ihn an.

Klare Ansage. Erst mal nur, was die Jungs angeht. Da kommt der nicht ran. Nie! Und wenn der beim Requiem auftaucht, dann stehe ich auch auf und sage an, chor-öffentlich. M.«

Die Drohung wirkte. Robert erklärte sich einverstanden mit einer Klärung der Vorwürfe zwischen ihnen, sogar mit der von Ella erbetenen Mediation durch eine professionelle Psychologin, mit der sie seit Studentagen befreundet war. Sie brauche das als Schutz, hatte sie diese Bitte begründet. Roberts Bedingung war, dass niemand, auch Marc und Lena nicht, etwas über den Inhalt und das Ergebnis dieser Mediation erführe.

Weder Robert noch Ella hielten sich vollständig an die Vereinbarung. Lena teilte am Telefon mit, Robert habe sich bei Ella für das Geschehene entschuldigt, aber darauf beharrt, dass es für ihn keine Vergewaltigung gewesen sei, auch wenn Ella das so empfunden habe.

Marc nahm die Einigung zähneknirschend hin, die ihm Ella wortkarg in diesen wesentlichen Punkten bestätigt hatte. Sowohl die Anzeige, die er schon formuliert und Lena ausgedruckt in den Briefkasten geworfen hatte, als auch der angedrohte Eklat im Chor waren damit hinfällig.

PARIS

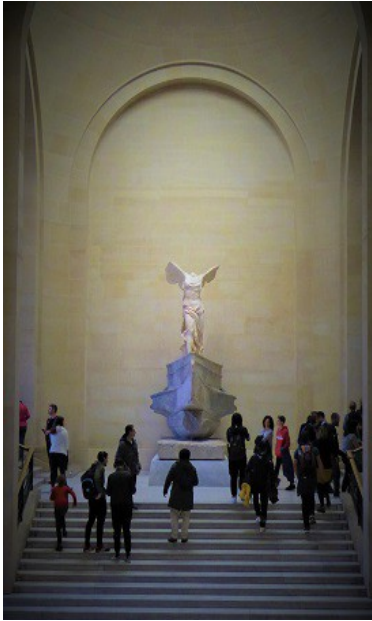
Von Nike zu Lady Di



Die Nike, die Venus von Milo, Michelangelos Sklaven, Rembrandt, Delacroix' »Freiheit auf den Barrikaden«, das düstere »Floß der Medusa« und Louis Davids Napoleon-Krönung hätten sie im Louvre aufgesucht, das Dürer-Selbstbildnis mit der Männertreu-Distel und Leonardo natürlich, wobei sie auf die Mona Lisa wohl nur den Blick aus der Ferne geworfen hätten statt Schlange zu stehen, sich zu

drängeln und den Hals zu verrenken zwischen all den gezückten Smartphones... *Seinen* Andrea Mantegna vielleicht, Velázquez' Infantin und selbstverständlich *ihren* Caravaggio, einen der aufregendsten und einflussreichsten Maler überhaupt, mit einem der wildesten aller denkbaren Charaktere und Lebensläufe, Ellas römische Entdeckung eines persönlichen Favoriten, die Marc mit tiefer Freude erfüllt hatte.

Dazu hätten sie vielleicht vor manchen Sachen so zufällig innegehalten, wie er jetzt vor dem unvollendeten David-Pastell stand, das Napoleon als jungen General zeigt; vor den Büsten Alexanders oder vor der römischen Livia, der weisen Gattin des Friedenskaisers Augustus, der als Octavian natürlich auch brutaler Machtpolitiker war. Eine Tochter hätte Marc gern Livia Elena genannt. In Rom hatte Ella das Haus der Kaisergemahlin gesucht, und lang und versonnen waren sie dort droben auf dem Palatin durch die stillen Gärten der Livia gestreift, Hand in Hand.



Für die samothrakische Nike schwärmte Marc seit seiner ersten Paris-Reise. Ein Louvre-Plakat der Figur in scharf ausgeleuchteter Seitenansicht, die vor dem schwarzen Hintergrund das Dynamische dramatisch betonte, aber in einem warmem Orangeton gehalten war, hatte er damals auf der Interrail-Tour fast vier Wochen lang unbeschadet durch Spanien, Portugal und Marokko geschleppt und später in allen Zimmern aufgehängt, die er fortan bewohnen sollte. Wohl erst beim letzten Umzug war das Poster irgendwie verschütt gegangen. Umso mehr hatte ihn geradezu glücklich gemacht, dass er ein halbes Jahr zuvor auf der Griechenland-Reise mit Ella in einer Souvenir-Bude neben der römischen Agora von Athen für ganz wenig Geld eine kleine Nike aus weißem Alabaster erstanden hatte, die ungewöhnlich genau nach dem Original im Louvre kam.

Mehr nach Madrid, in den Prado, gehörte Diego Velázquez. Aber dahin würde er mit Ella nicht mehr kommen. Und deshalb hielt er sich lang vor jener Infantin Margarita auf, die der Louvre besaß. Picasso hatte nicht nur die großen »Meninas« in seiner schwarzweißen Serie ausgedeutet, sondern von der Prinzessin, dieser dressierten Puppe, mindestens eine eigene kubistische Variante geschaffen.

Die Velázquez-Vorlage und Picassos Variation hatte seinen Schülern auch jener jähzornige Kunstlehrer vorgeführt, dem der Schnaps eine Fahne, einen glasig stehenden Blick und eine Aura von einsamer Distanz gegeben hatte. Über Marcs schwarzer Studie in Kohle zu den Vorlagen war er in Begeisterung ausgebrochen, hatte gerufen »Du hast den Kubismus kapiert! Wenigstens einer!«, und ihm eine glatte Eins gegeben, was Marcs minderbegnadete Malversuche sonst nie bekamen. Nur Picassos Stierkopf aus Sattel und Lenker, sein Matchbox-Affe und Lionel Feiningers Facettierungen der Erfurter Architektur waren ihm in seiner Schulzeit vergleichbare Offenbarungen gewesen und Anregung für eigenes Probieren.

Picasso, immer wieder Picasso, den Ella in Andalusien abgehakt hatte wegen seiner Alters-Pornografie, auch wegen der seelischen Grausamkeit und besitzergreifenden Gewalt gegen seine Frauen, wie sie fand - Marc hätte ihn verteidigt, vielleicht auch nur als Künstler.

Sie fehlte. Ella fehlte ihm so sehr. Und vor der Infantin von Velázquez ließ ihn das plötzlich wieder weinen.

Er verließ das Museum schnell, fast fluchtartig, und streunte für den Rest des Tages nach einem Plan durch die Stadt, der keiner war, gesteuert von spontaner Eingebung und all den Orten, die er Ella mit gelben Haftzetteln in den Reiseführern vorgeschlagen hatte. Zunächst zog es Marc mit der Métro nun doch zur Place de la Bastille. Das war ja so etwas wie Pflicht für ihn. Den Platz des revolutionären Sturms vom 14. Juli 1789 auf die königliche Kerkerburg machte der Lärm eines Autoverkehrs ziemlich ungemütlich, den er eigentlich eher an der Place de la Concorde oder am Arc de Triomphe erwartet hätte. Wo das Ende der alten Verhältnisse begann, und ein paar schlimme wilde Jahre dann auch, da haben sich Napoleon Bonaparte mit der Julisäule und François Mitterrand mit der Opéra de la Bastille als Revolutionserben zu verewigen versucht.

Marc wollte dann auf dem Weg zum Invalidendom zu Fuß noch einmal das Quartier Latin queren, um den beiden Häusern in der Rue Vaneau mit den Nummern 23 und 38 seine Aufwartung zu machen, in denen Karl Marx seine fünf Pariser Jahre verbracht hatte. Es gelang ihm aber nicht, dort das Gefühl von hochachtungsvoller Besinnung zu wecken, in dem er sich an solchen Orten mit solchen Gestalten von Rang gerne zu verbinden versuchte. Bei Heine in der Rue d'Amsterdam, da hatte das etwas besser geklappt. Und auch im Invalidendom kam er einem solchen Zustand ein wenig näher.



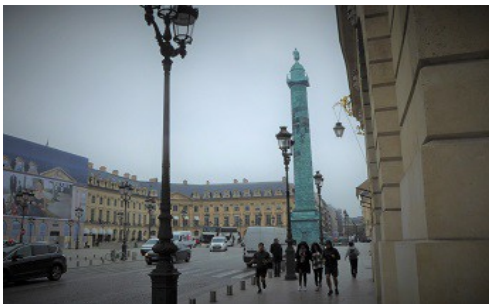
An der Brüstung über Napoleons übergroßem Sarkophag aus rotem Porphyr hatte freilich auch ein Hitler seine Hochachtung, womöglich sogar Ehrfurcht bezeugt, im weißen Trenchcoat unter lauter dunklen Uniformen und schwarzen Ledermänteln, den Hut in der Hand. Die verstörend ikonischen Bilder konnte Marc nicht abschütteln. Sie waren in seinem historischen Fotoarchiv gespeichert wie die von der Hitler-Entourage am Eiffelturm. Aber er fühlte nichts mehr.



Vielleicht sollte ihm der Cimetière de Montparnasse da auch ein Gegengewicht auf die Seele legen. Dort lagen Sartre und Beauvoir, ganz frisch unter Blumen Jacques Chirac und fast genau daneben der geniale Säufer Serge Gainsbourg, dazu auch – nicht leicht zu finden - Charles Baudelaire »dans une terre grasse et pleine d'escargots«, in einer fetten Erde voll von Schnecken.

Brancusi und Beckett, Susan Sontag und Stéphane Hessel, Alfred Dreyfus und Marguerite Duras... Nahbei fanden sich die »Ronde« und das »Dôme«, nächtliche Terrains für Picasso, Matisse und Chagall, von Hemingway, Joyce und Faulkner, Lenin und Kandinsky, für Henry Miller und Anaïs Nin, Capa und Cartier-Bresson ... Marc spürte – nichts.

Wie von fern hörte er Marie Laforêt, »[Mon amour](#)«, ihr »Maine Montparnasse«: »Je prends ma place dans le dernier métro...La rue de Rennes est une terre fertile...Je t'aimais comme une bossa-nova, entre deux verres de batida, mais le carnaval est terminé, j'ai remis ma guitare au mont-de-piété...« Und er hörte Barbaras »[Aigle noir](#)«, aus weißer Wolke den schwarzen Adler, mit Rubinaugen, blauem Diamant. Er kam an Saint-Sulpice vorbei und ging hinein, der berühmten Orgel von Cavallé-Col wegen und ihrer Organisten, und spürte – nichts.



Sicher schien ihm, dass er Ella auch irgendwann zur Place Vendôme geführt hätte und an den Hinterausgang des Hotels »Ritz«. So viel Populärkultur musste sein und durfte sein. Von dort aus waren [Lady Di](#) und ihr Dodi Al-Fayed am 31. August 1997 vor den Häschern aus Marcs Branche mit dem betrunkenen Chauffeur am Steuer des schwarzen Mercedes in ihren Tod am 13.

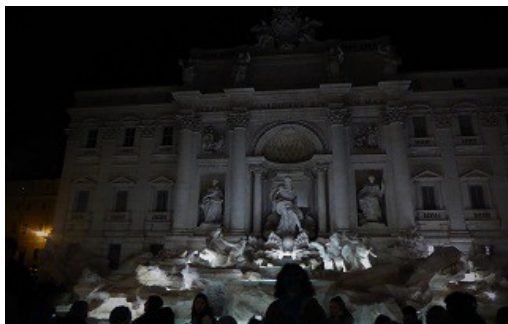
Pfeiler des Alma-Tunnels geflüchtet, eine Art Liebestod. Henri Paul, der Fahrer und Chefleibwächter, hatte gekusst und Al-Fayeds Anordnung zur mitternächtlichen Fahrt befolgt, obwohl er seinen freien Tag hatte, aber harte 1,8 Promille und das Antidepressivum Prozac im Blut sowie ein Mittel gegen seine gut verheimlichte Trunksucht. Und schließlich, dachte Marc, waren auch Chopin und Coco Chanel an dem Platz mit Napoleons Fake der römischen Trajanssäule gestorben. Aber er spürte auch dort – nichts.

Der Himmel zog sich zu. Regen kündigte sich an. Er besorgte sich zwei Flaschen Côtes du Rhône und erreichte das Hotel noch rechtzeitig.

ROM

Das war typisch für solche Studienreisen zu billigen Preisen: Das Forum Romanum zum Beispiel, Macht- und Kulturzentrum einer ganzen tausendjährigen Epoche, hätten sie – um den relativ hohen Eintrittspreis und die Zeit für das weitläufige Gelände zu sparen - nur von oben herab betrachten können, vom Zaun an der Via dei Fori Imperiali aus, die Mussolini von seinem Diktatoren-Palazzo an der Piazza Venezia und der Schreibmaschine, dem kitschigen Nationaldenkmal, in voller Prachtstraßenbreite durch die antiken Kaiserforen direkt zum Kolosseum hin hatte schlagen lassen.

Deshalb hatten Ella und Marc schon vor der Reise beschlossen, sich völlig von der üblichen Truppe pensionierter Studienräte und Studienratsgattinnen unabhängig zu machen, und hatten das sogenannte Kulturpaket nicht beim Veranstalter, sondern alle Tickets sowie zwei Fahrräder privat vorab online gebucht.



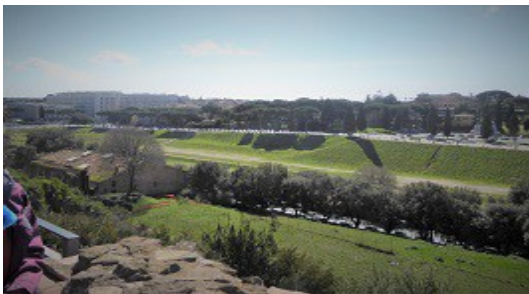
Schon am ersten Abend hatten sie sich nach dem Essen aus dem Hotel am südöstlichen Stadtrand abgeseilt, um die Verkehrswege zu erkunden und einen ersten touristischen Blick aufs nächtliche Colosseo, den Trevi-Brunnen und die Spanische Treppe zu werfen. Diesen Sommernachtstraum in lauer antikischer Weltstadtluft hatten sie dann allerdings ein wenig zu lang genossen und fanden von der Station Laurentina aus keine Busverbindung mehr in Richtung Quartier. Nicht einmal ein Taxi war so spät noch aufzutreiben in dieser finsternen Gegend.

Das wäre ein nächtlicher Spaziergang von einer knappen Stunde durch unschöne Außenbezirke geworden, hätte Marc auf den Ausfallstraßen nicht seine sonst so sichere Orientierung verloren. Auf Ellas neuem Smartphone war ein Navi verfügbar. Es erwies sich auch für Fußgänger als tauglich und rettete die Nacht gerade noch rechtzeitig, auch wenn sie über Parkzäune klettern und das letzte Stück durch Botanik und alte Gräben bewältigen mussten. Marc war peinlich zerknirscht über das Versagen seiner Peilung – und dankbar. Ella freute sich diesmal, gnädig gestimmt und noch nicht genervt wegen des Nachtmarschs, über ihren Vorsprung durch Technik.



Am Morgen holten sie nahe Quo Vadis ihre Velos ab, um unter dem Schatten der Pinien die Via Appia entlang zu radeln, über deren antikes Pflaster der Jungspund vor Jahrzehnten schon mal mit einer Vespa und der Sozia Mara gen Süden gedüst war. Mit Ella, die zwischendurch wieder mit einem großen, Marcs Jesco nicht unähnlichen Hund Freundschaft geschlossen hatte, bog er kurz nach den Katakomben des Calixtus zu den Fosse Ardeatine ab.

Die Fosse Ardeatine, das waren jene Sandsteinhöhlen, wo der Sicherheitschef und SS-Obersturmbannführer Herbert Kappler, nach einem Anschlag der Resistenza auf einen in der Via Rasella vorbeimarschierenden Polizeitrupp der deutschen Besatzer, 335 zivile Geiseln, darunter 75 der letzten römischen Juden – zehn für jeden toten Polizisten des Regiments »Bozen« waren vorgesehen - per Genickschuss hatte hinrichten lassen. Das Abschlachten in Fünfergruppen hatte fünf Stunden lang gedauert. Die Henker hatten Schnaps gebraucht.



Am Circus Maximus vorbei, wo sie eine Pause machten, wollten sie beim einstigen Ghetto und der Tiberinsel den Fluss queren und unten am linken Ufer zum Vatikan radeln. In den Marktbuden des Vergnügungsviertels neben dem 600 Meter langen Circus, wo wohl eine Viertelmillion Zuschauern Wagenrennen, manchmal auch Gladiatorenkämpfe und

Tierhetzen verfolgen konnte, war im Hochsommer des Jahres 64 zur Kaiserzeit Neros der Große Brand Roms ausgebrochen, erzählte Marc im Gras, das über die ganz gut erhaltenen römischen Ränge für die vergnügungssüchtigen Bürger der Stadt gewachsen war.

»Nero ist für mich einer der eklatantesten Fälle historischer Ungerechtigkeit«, sagte Marc, und Ella wurde neugierig.

»Wieso?«, fragte sie, »Erzähl!«

»Das ist aber eine längere Geschichte«, warnte er.

»Wenn sie spannend ist, kein Problem«, gab Ella zurück und lachte. »Wir haben ja alle Zeit der Welt heute, oder?«

»Weißt du«, begann Marc, »der Nero ist ja vor allem später in vollständigen Verschiss geraten, weil er der Antichrist gewesen sein soll, der grausam die junge Christengemeinde verfolgt, den Petrus gekreuzigt und den Paulus enthauptet hat. Das stimmt zwar wohl roundabout, aber ich denke, die Christen waren nur ein beiläufiges Bauernopfer, um den Volkszorn nach diesem verheerenden Brand zu besänftigen, der tatsächlich die halbe Stadt in Schutt und Asche gelegt hatte.«

»Weiß man was über Tote?«, fragte Ella.

»Nichts Genaues weiß man nicht«, antwortete Marc, »und ich gleich mal gar nicht. Zahlen sind mir da weniger wichtig. Aber es muss wohl schon ziemlich heftig gewesen sein. Übrigens kam die nächste ganz große Katastrophe 15 Jahre später über die Römer, als der Vesuv ausbrach und die ganze Gegend um Pompeji von pyroklastischen Strömen verbrannt und von Bimsstein-Kugeln und mit Schlamm verschüttet wurde. Da fahren wir ja in fünf Tagen hin. Freu' mich drauf. Da bin ich tatsächlich noch nie gewesen.«

»Na, immerhin, mal eine Terra incognita«, stichelte Ella.

»Auf dieser Böschung, also auf den Rängen des Circus Maximus, bin ich auch noch nie gesessen. Und es gibt noch so viel in Rom, was ich bei all den vielen Besuchen noch nie gesehen habe«, beschwichtigte er.

»Jedenfalls«, fuhr Marc nach einer Pause fort, »dass Nero den Brand gelegt haben soll, um die Christen auszurotten, das ist schon deshalb Unfug, weil er sich auf seinem Sommersitz Antium aufhielt, als das Feuer ausbrach, in seiner Villa zig Kilometer weit weg an der tyrrhenischen Küste im Süden. Die Geschichten, dass er die Flammen dann mit der Lyra vom Palast aus begeistert mit Versen über das brennende Troja besungen haben soll, die haben ihm die Gegner der Senatspartei deshalb angehängt, weil sie sein Faible für Dichtung, Musik und Theater sowieso schon immer für eines Kaisers unwürdig befunden hatten. Aber er selbst hielt sich wohl tatsächlich für einen begabten Künstler und ließ sich sein geliebtes Hobby nicht verbieten. Übrigens war Seneca sein Erzieher, den du ja als weisen Stoiker magst. Keine schlechte Schule. Neros ehrgeizige Mutter Agrippina hatte ihn für ihren Lieblingssohn engagiert. Das war so ähnlich wie bei Aristoteles und Alexander.«

»Bei der Nachricht von der Brandkatastrophe«, fuhr Marc fort, »ist er wohl sofort in die Stadt geeilt. Er soll die tagelangen Löscharbeiten ganz ordentlich geleitet haben, seine Besitzungen für die Obdachlosen geöffnet und sogar große Mengen Getreide aus seiner Privatschatulle gestiftet haben. Für den Wiederaufbau setzte er einen ziemlich modernen Brandschutz bei den Bauvorschriften durch. Alles vom Besten, bis auf die toten Christen eben und bis auf die Mutter, die er am Ende umbringen ließ. Als die Christen dann mit Konstantin an die Macht kamen, haben sie Nero das schwerst übelgenommen und die Geschichte noch einmal frisiert, die schon die feindliche Senatspartei nach allen Regeln der Kunst verfälscht hatte.

Auch ein Tacitus hat zu den Propagandisten gegen Nero gehört. Geschichtsschreibung war nie objektive Wissenschaft. Geschichte schreiben die Sieger. Nach Hitler war das sicher auch gut so. Aber Nero war im Vergleich mit den anderen römischen Herrschern – auch der weise Marc Aurel war alles andere als ein humaner Softie – wohl kein besonders wüster Kaiser. Eher im Gegenteil. Beim Volk war er wohl die meiste Zeit sehr beliebt.«

»Du bist ja richtig engagiert!«, rief Ella mit leichtem Spott. »Wann hast du dir denn das alles ausgeforscht?«

»Das war vor deiner Zeit«, gab er zurück, »aber das kam jetzt alles bei der Vorbereitung wieder hoch.«



Am Ponte Sant'Angelo trugen sie ihre Räder die Treppe zur Engelsburg hinauf, die sich ja Kaiser Hadrian als sein Grabmal hatte errichten lassen.

Augustus - bis auf den dritten Krieg gadenlos grausamen Rachefeldzug.«

»Julians Kaiser, du weißt, Adrian ist sein Zweitname«, scherzte er. »Guter Mann, grosso modo, Griechenfreund, sonst hätte ich meinen Bub nicht so benannt, auch ein Friedenskaiser wie gegen die aufmüpfigen Juden, einen



Er wollte mit ihr den erhabenen Weg über die Via della Conciliazione auf den Petersdom zugehen. Nachdem sie den Platz am Obelisken vorbei gequert hatten, um am Ende der Bernini-Kolonnaden eventuell kurz den Campo Santo Teutonico für tote deutsche Pilger besuchen zu können, flirtete Ella ein bisschen mit den Schweizergardisten, deren blau-gelbe Pluderhosen-Montur mit Barett und Hellebarde sie sehr amüsierte.



Sie waren zwar freundlich in ihrem charmanten Schwyzerdütsch, aber gaben den Weg natürlich nicht frei. Hinter ihnen verließen zwei schwarze Limousinen den Vatikan.

Als Ella von der Toilette neben der nahen Touristen-Info zurück war, zeigte er ihr die Stelle, wo der türkische Attentäter Mehmet Ali Ağca im April 1981 den Papst Johannes Paul II. angeschossen hatte.

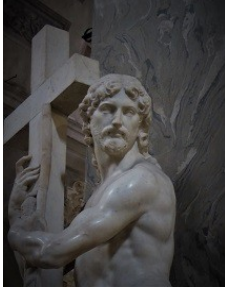
»Ich kann dir leider nicht sagen, wer oder was hinter diesem Attentat steckt«, sagte Marc. »Der russische KGB, der bulgarische Geheimdienst, Mielkes Stasi, die faschistischen Grauen Wölfe, der Ajatollah Chomeini, womöglich sogar frühe Islamisten – keine Ahnung. Rätselhaft wie der Kennedy-Mord, auch schon ohne die religiöse Aufladung mit obskuren Fatima-Geheimnissen und Prophezeiungen.«



»Aber es gibt noch eine weitere wirklich mysteriöse Geschichte um dieses Attentat«, fuhr Marc fort. »Und zwar das bis heute ungeklärte Verschwinden der damals wohl 14- oder 15-jährigen Emanuela Orlandi, Tochter eines zivilen vatikanischen Papstbediensteten, wenn ich mich recht entsinne, die auf dem Weg in ihre Musikschule war. Über irgendeine Mafia-Entführung wurde spekuliert, vor allem aber über den Versuch, den türkischen Papst-Attentäter freizupressen. Dieser Ali Ağca soll sogar behauptet haben, das Mädchen sei in die Türkei verschleppt worden. Schließlich war auch von einer Sexparty von Vatikan-Polizisten, Klerikern und ausländischen Diplomaten die Rede, auf der das Mädchen unter Drogen gesetzt, missbraucht, ermordet und dann beseitigt worden sein sollte.«

»Eine Geschichte gruseliger als die andere«, schloss Marc. »Furchtbar. Nichts für Dich.«

Ella schwieg, blieb lange ganz in sich gekehrt und war erst in der Altstadt wieder ansprechbar.



Dort suchten sie Marcs Lieblingsplätze auf: die Piazza Navona, das Pantheon, nebenan die Kirche Santa Maria sopra Minerva mit dem Malergrab des frommen Fra Angelico und mit Michelangelos »Auferstandenen Christus« - ein Foto dieses Gesichts, das Trauer und Wissen, Macht und Triumph ausstrahlt, hing über seinem Klavier.



Ella berührte ihn zart, wie immer, wenn sie seine Ergriffenheit spürte. Sie selber begeisterte besonders Berninis Elefant, der auf dem kleinen Platz davor lachend seinen Obelisken trug. Auf den Stufen ließen sie sich eine Weile von der schon erstaunlich kräftigen Februarsonne bescheinen.

»Aber du bist doch Tierfreundin!«, neckte Marc. »Das ist eindeutig Tierquälerei. Und die gute Laune ist eindeutig Fake. Eindeutig.«

Der nächste Tag war für den Vatikan vorgesehen, Dom, Kuppel und Papstgruft frühmorgens, wo Marc die Gräber von Johannes Paul II. und Johannes XXIII. vergeblich suchte (die sterblichen Überreste der zwei Heiligen Väter waren nach ihrer tatsächlichen Heiligsprechung in Seitenkapellen des Petersdoms umgebettet worden), die Vatikanischen Museen am Nachmittag, gleichfalls ganz ohne Wartezeit.

In Raffaels Stanzen, vor der »Schule von Athen«, identifizierte er für sie die philosophische Prominenz und die Porträts von Leonardo (als Plato), den als dunkler Heraklit mürrisch auf den Stufen lungernden Michelangelo und Raffael selber, als lächelnden Voyeur. Vor der Büste Hadrians machten sie ein Doppel-Selfie und schickten es an Julian.

Die Sixtina war überfüllt wie immer. Marc befremdete die von Nippon Televisions gesponserte Restaurierung, die den Fresken für seine Augen einen seltsamen Drall in knallbunten Kitsch verpassten. Fürsprecher der Aufhübschung sahen Michelangelo hingegen als »kühnen Koloristen« entdeckt. Aber natürlich verloren dadurch weder der dynamische Gottvater noch Adam, sein Geschöpf, noch das unendlich verführerisch aufschauende Antlitz der Eva oder die Delphische Sibylle an ihrer Wirkung, die auch auf Ella tiefen Eindruck machte. Sie hatte die Fresken nie zuvor gesehen und freute sich an Marcs sparsamen Hinweisen: auf das Selbstporträt Michelangelos in der abgezogenen Bartholomäus-Haut beim Jüngsten Gericht, den nackten Hintern des sich abwendenden Gottvaters, das (seinen verbotenen anatomischen Studien entsprungene) Gehirn-Abbild in der Komposition des Schöpfergotts...

In der Sala delle Muse hatte sich Marc länger in die Betrachtung des Torsos von Belvedere vertieft, dessen Muskeln schon Michelangelo und Raffael fesselten. Ella hatte an der frischen Luft des Cortile Belvedere die Laokoon-Gruppe entdeckt, die in den Ruinen von Neros Domus Aurea gefunden worden war, und die sie schon in der Staatlichen Abguss-Sammlung daheim zu ihren Lieblingsstücken zählte. Danach hatte sie genug. Nur zu Raffaels »Verklärung« konnte Marc sie noch überreden. Nach seinen engagierten Erklärungen bemerkte er trotz der Dunkelheit ihre Blässe, wollte schon für seine Geschwätzigkeit um Nachsicht bitten, sagte aber dann:

»Wenn du so erschöpft bist, ist immer Verlass auf deine unbestechliche Kritik. Sag' ganz ehrlich, was du denkst. Und danach gehen wir. Versprochen.«

»Willst du's wirklich wissen?«, antwortete sie, lächelte und wandte sich dem angestrahlten Gemälde zu. »Ich finde die Komposition gekünstelt und die Farben oben fast kitschig, den Jesus süßlich. Mir ist das überhaupt zu fromm. Okay?«

»Wusst' ich's doch«, sagte er lachend, legte den Arm um ihre Schulter, nahm dann ihre Hand und führte sie mit Schwung zum Ausgang.

Von Vespasians außen so ebenmäßigem, innen so spannendem Kolosseum aus schlenderten anderntags in der Morgensonne über das Forum und genossen die Ruhe auf dem Palatin mit den Gärten der Livia, der großen Gattin und Ratgeberin des Augustus, wo Marc Pomeranzen aufas und auch den Brunnen wiederfand, an dem bei seiner ersten Interrail-Reise ein Gruppenfoto entstanden war.



Beim Panoramablick zum Petersdom - linkerhand lag der Circus Maximus, rechts sah man vor der Michelangelos Kuppel die Alte Synagoge Roms - machte Ella ihn auf zwei weiße Möwen aufmerksam, die sich auf einem korinthischen Kapitell ausruhten, als brüteten sie, die Schnäbel unter die Flügel gesteckt. »Mach' ein Foto für mich«, bat sie ihn.

Sie gingen danach noch auf den von Michelangelo entworfenen Kapitolsplatz, bestaunten das bronzene Reiterstandbild des Philosophen-Kaisers Marc Aurel (nach dem seine Eltern Marc benannt hatten) - wo sie wieder ein Doppel-Selfie machten und an die Söhne sandten - und die Bronze der Wölfin, die Romulus und Remus säugt, die Brüder und Stadtgründer. Nicht überreden musste Marc, obwohl es schon spät geworden war, Ella zu einem Gang über den Cimitero Acattolico, den Ausländerfriedhof hinter der weißen Cestius-Pyramide.



Dort lagen nicht nur die englischen Dichter Keats und Shelley, sondern zum Beispiel auch zwei kleine Söhne von Wilhelm Humboldt, die während seiner Zeit als preußischer Gesandter in Rom gestorben waren, oder Wilhelm Waiblinger, der schwere Trunkenbold und begabte schwäbische Dichter, Freund des umnachteten Hölderlin wie auch Mörikes.

Vielleicht gleichfalls eher am Trunk als an Malaria oder den Pocken war Goethes Sohn August in Rom zugrundegegangen, dem der greise Vater dann die befremdlichen Zeilen auf den Grabstein gravieren ließ: »Goethe Filius Patri anteventens obiit annor. XL, MDCCCXXX«, was soviel heißt wie »Goethes Sohn, dem Vater vorangehend, verschied im 40. Lebensjahr 1830« .

»Eine in Stein gemeißelte Entmündigung«, fand Marc, »nicht einmal den eigenen Namen konnte er ihm lassen.«

Und Ella, sowieso keine wirkliche Goethe-Verehrerin, schon wegen seines Umgangs mit Christiane Vulpius nicht, sagte nur kopfschüttelnd: »Der alte Egoist. Unglaublich.«

Während Marc noch die Grabstätte von Antonio Gramsci suchte, dem genialen Kulturdenker und Theoretiker der italienischen Kommunisten, widmete sich Ella – Gramsci war ihr kein Begriff – schon ganz den zahllosen Katzen, die den verwünschten Friedhof in hellen Scharen besiedelten – eine schöner als die andere, ausgesprochen zutraulich und offenbar von irgendwem sehr gut versorgt.

Neros Geist

Der nächste Tag führte sie hinauf zu den Resten von Neros Domus Aurea, dem Goldenen Haus, und zu Michelangelos Moses in der Kirche San Pietro in Vincoli, dann nach Santa Maria Maggiore und schließlich hinüber auf die Piazza und zur Kirche Santa Maria del Popolo, wo Ella die beiden [Caravaggios](#) sehen wollte, die »Bekehrung des Paulus« und die »Kreuzigung Petri«. Dort geschah Seltsames.

Nach der etwas mühsamen Bildbetrachtung bei kostenpflichtiger, aber schlechter Beleuchtung war Ella unvermittelt seitwärts zum Hauptaltar gegangen und hatte sich dort ganz plötzlich völlig in Tränen aufgelöst, die sie nicht mehr stoppen konnte, obwohl Marc, absolut ahnungslos über die Ursache – mit den Gemälden konnte es kaum zu tun haben – sie sofort tröstend in die Arme nahm, ihr behutsam die Tränen abzuwischen versuchte, und die still Schluchzende langsam zum Ausgang geleitete. Erst in der Vorhalle der Kirche fand sie wieder Worte und stammelte:

»Ich weiß nicht, was das war. Eine unendliche Traurigkeit hat mich plötzlich mit ganzer Gewalt erfasst und nicht mehr losgelassen. Das war eine ganz furchtbare Energie. Ich konnte nichts dagegen machen. Was ist da? Da ist irgend etwas. Irgendwas ganz Schlimmes.«

Nachdem sie allmählich, inzwischen im Freien und an der frischen Luft, halbwegs ihre Fassung wiedergefunden hatte, erzählte ihr Marc ganz vorsichtig, was er – von den Caravaggio-Gemälden abgesehen – in einem der Reiseführer über den Ort erfahren hatte, ohne es ihr abends noch weiterzugeben. Die Kirche sei im frühen Mittelalter über dem Ort gebaut worden, dem Hügel Pincio, der als das Grab Neros galt. Ein Bischof oder sogar Papst habe, wie Bonifatius bei den Sachsen die heilige Donar-Eiche, eigenhändig eine mächtige Pappel gefällt, in der die verfluchte Seele des bösen Antichristen und Christenverfolgers in Gestalt von riesigen Raben herumspuken und markerschütternd krächzen sollte. Die Menschen dort, auch die Pilger, die dort durch die Porta in die Heilige Stadt strömten, habe das schaudern lassen und lang mit Furcht und Schrecken erfüllt.

»Das könnte sein, dass das die Richtung war«, sagte Ella mit immer noch schwacher Stimme.

»Das Buch liegt auf meinem Nachttisch. Wir checken das gleich nachher im Hotel ganz genau, mit allem, was wir im Internet finden können«, versprach Marc und tupfte sacht ihr die letzten Reste der Tränen ab. Auf die Casa Goethe in der nahen Via del Corso verzichtete Marc.

Nur kurz hielten sie sich auf dem Rückweg an der verglasten Ara Pacis auf, dem Friedensalter des Augustus neben seinem wie verwunschen zugewucherten Mausoleum. Auf den drei Caravaggios über den Evangelisten Matthäus in der etwas versteckt gelegenen Kirche San Luigi di Francesci aber bestand Ella, obwohl ihre Erschütterung immer noch spürbar nachwirkte. Etwas leichter wurde ihr erst, als sie über die vorfrühlingshaft heitere Piazza Navona schlenderten und beschlossen, im »Tre Scalini« einen Caffè zu trinken.

Im Hotelbett hatten sie an diesem Abend keinen Sex wie sonst, sondern vertieften sich in die Recherchen zu Nero. Was Marc aus dem Reiseführer in Erinnerung gehabt hatte, stimmte in groben Zügen, wenn auch mit vielen Varianten. Paschalis II. hieß der spätere Papst, ursprünglich ein Mönch aus Montecassino, der im Jahr 1099 den bösen Baum über dem Nerograb, einen Nussbaum, gefällt und aus seinem Holz eine Kapelle errichtet hatte. Ella fand die Variante überzeugender, dass es sich um eine Pappel - lateinisch »populus« , gleiches Wort wie Volk, daher der Name - gehandelt habe. Dieser Papst habe zudem die Überreste der Nero-Leiche ausgegraben, verbrannt und die Asche im Tiber verstreut. Fromme Gründlichkeit.

»Na, ob nach dieser Zeit noch was Brennbares von Neros Leiche übrig gewesen ist«, zweifelte Ella.

Aber dass die Beschwerden über den Spuk weniger von Anwohnern gekommen waren als von den vielen Passanten und Pilgern, die durch das benachbarte Nordwesttor die Ewige Stadt betraten, das erschien ihr sehr plausibel.

Bei den Quellen über Nero selber, viel Widersprüchlichem, wurde Ella stutzig, als in Wikipedia gleich zu Beginn des Artikels zu lesen stand, seine ehrgeizige und machtbewusste Mutter Agrippina habe ihren späteren Lieblingssohn, der sie am Ende umbringen ließ, unter besonderen Qualen in Steißlage geboren, mit den Füßen voran also.

»Ein gequältes Kind«, sagte Ella versonnen, und ihr Blick verschattete sich.
»Das ist es.«

Marc verstand das nicht, ließ es aber einfach stehen. Sie schlief bald ein, in seine Arme geschmiegt wie ein Kind, was nicht so häufig vorkam. Über die Gründe für Ellas Weinen in Santa Maria del Popolo sprachen sie nie wieder.

Mönche und Soldaten



Auf der Busfahrt nach Neapel hatten sie den Monte Cassino passiert. Der Klosterberg, auf dem Benedikt von Nursia im 6. Jahrhundert das abendländische Mönchtum begründet hatte, war wegen seiner strategischen Lage an der sogenannten Gustav-Linie im Zweiten Weltkrieg heftig umkämpft gewesen. Bei der Schlacht von Januar bis Mai 1944 hatten 55 000 alliierte Soldaten, darunter Polen, Kanadier, Neuseeländer und Kämpfer des Freien Frankreich, ihr Leben gelassen. Rund 20 000 Deutsche waren auf Seiten der Wehrmacht gefallen.

Der deutsche Befehlshaber, Generalfeldmarschall Albert Kesselring, hatte immerhin die Kunstschatze und die Gebeine des Heiligen Benedikt nach Rom in die Engelsburg wegschaffen lassen - als eigentlicher Retter der Schätze durfte ein Fallschirmjäger-Kommandeur namens Julius Schlegel gelten. Das Kloster selbst hatte Kesselring von allen militärischen Maßnahmen ausgenommen.

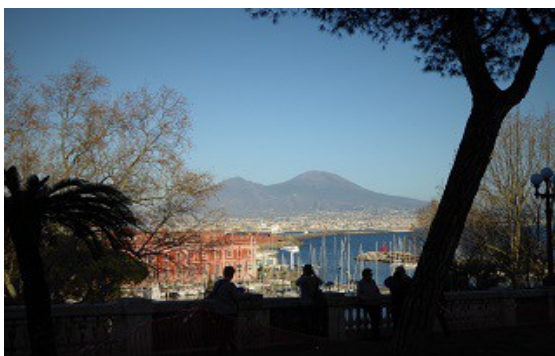
»Ich sag' es nicht gern«, flüsterte Marc Ella zu, »und anderen Leuten sowieso nicht: Das gehört zu den seltenen Dingen, die man deutschen Soldaten in diesem Krieg zugutehalten muss.« Was der Haager Landkriegsordnung entsprach, also dem geltenden Kriegsrecht, das hatten die Alliierten nicht geglaubt, sondern für eine Kriegslist gehalten. Amerikanische Bomber machten die monumentale, weithin strahlende Abtei am 15. Februar 1944 vollständig dem Erdboden gleich.

Weil der Vatikan die deutsche Sicht bestätigte, nachdem US-Präsident Roosevelt als Rechtfertigung wahrheitswidrig von einem deutschen Artillerie-Stützpunkt im Kloster gesprochen hatte, kam es zu diplomatischen Verstimmungen zwischen dem Heiligen Stuhl und den Amerikanern. Der Wiederaufbau nach den geretteten Plänen aus Renaissance und Barock hatte mehr als ein Jahrzehnt gedauert. Längst aber thronte die Abtei wieder 500 Meter hoch über der Ebene.

»Anzio übrigens, etwas nördlich von hier«, erzählte Marc, »war nicht nur die Geburtsstadt und der Sommersitz von Nero am Meer. Dort sind auch die Briten und Amerikaner Anfang 1944 gelandet, um die deutschen Besatzer aus Italien zu vertreiben. Das war sozusagen der zweite oder dritte italienische D-Day nach Sizilien, Salerno und nach dem Sturz Mussolinis. Das hat wohl auch Zehntausende Tote gekostet. Von diesem Brückenkopf im Rücken der Deutschen aus wollten sie sich mit den von Süden heranrückenden alliierten Verbänden vereinen, die Gustav-Linie knacken, den Monte Cassino erobern und dann auf Rom marschieren. Ich frage unsere Guida nachher mal danach.«

Der italienischen Reisebegleiterin war Monte Cassino im Bus nur ein paar wenige Worte wert gewesen. Ihr waren »weiche Themen« wichtiger, wie das bei Journalisten hieß. Sie kannte ihre Kundschaft.

Vulkanisches



Für den Ausflug nach Neapel, Pompeji, Sorrent und an die Amalfi-Küste hatte die Reisegruppe Quartier in einem Hotel genommen, das nördlich von Neapel und Pozzuoli beim antiken Cumae lag und schon keinen Blick mehr bot auf den ganzen Golf und auf die Silhouette des Vulkans. Viel gefährlicher als der Vesuv war, was unter diesem Landstrich lag und sich gelegentlich durch Erdbewegung und Fumarolen bemerkbar machte: die Phlegräischen Felder, ein sogenannter Supervulkan, eine gigantische Magmakammer, wie Yellowstone.

Als bislang letzter dieser Supervulkane war der indonesische Toba vor 74 000 Jahren explodiert und hatte wohl großen Einfluss auf die Entwicklung der Spezies Mensch genommen. »Flaschenhals«, das hatte Marc irgendwo gelesen, nannten die Anthropologen und Evolutionsbiologen das Ereignis, dem am Ende nur der Typus Homo sapiens sapiens mit allenfalls ein paar Zehntausenden Überlebenden entronnen war, vielleicht im eiszeitlichen Europa noch ein paar Neanderthaler und in Sibirien ein paar Denisova-Menschen.

»Das ist so ähnlich wie der Asteroiden-Einschlag vor Yucatan vor 66 Millionen Jahren«, schweifte Marc ab, »der die Dinos nicht nur ihre Weltherrschaft kostete, sondern sogar ihre komplette Existenz. Dafür soll da der Aufstieg der Säuger begonnen haben. Ich stelle mir da immer so winzige Mäuse in tiefen Erdhöhlen im Hochgebirge vor.«

»Schöne Zeiten waren das«, meinte Ella.

»Schöne Zeiten?«

»Nein, nicht das«, sagte Ella und lachte kurz auf. »Mir ging gerade die Dino-Welle durch den Kopf, die unsere Kinder damals voll erfasst hat. Deine doch auch, oder?«

Sie kamen zu den Vulkanen zurück. Santorin oder Thira, mit seiner minoischen Eruption zur Zeit von Troja, dem Neuen Reich der ägyptischen Pharaonen und dem israelitischen Exodus, also um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, war von der Stärke des Ausbruchs und der Größe der Magmakammer her ein Grenzfall knapp darunter, auch der Tambora, der 1815 ausbrach; oder der Krakatau, der 1883 mit dem lautesten Knall explodiert war, den die Menschheit je gehört hat. Und der Vesuv selber, mitten im Zweiten Weltkrieg 1944 ein vorläufig letztes Mal ausgebrochen, gehörte eigentlich auch in diese Kategorie.

»Der Tambora«, fuhr Marc fort, »der hat nicht nur schwäbischen Hungerleidern von der Alb das 'Jahr ohne Sommer' gebracht. Wegen der Hungersnot hat der Herzog, sonst ein schlimmer Schluri, aber unter Franziskas Einfluss wohl zu einem ordentlichen Landesherrn geworden, auch die Hohenheimer Landwirtschaftsschule gegründet und das Volksfest auf dem Cannstatter Wasen gestiftet.«

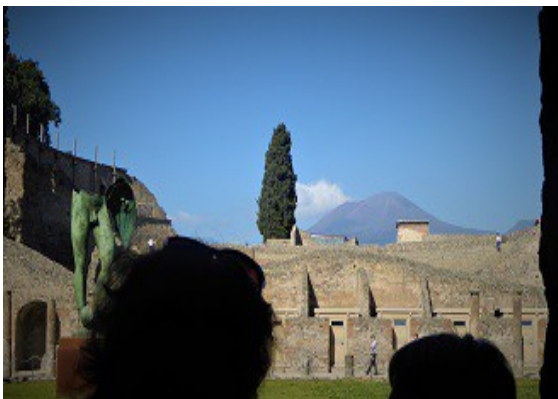
»Wie hieß der noch, Carl Eugen?«, unterbrach Ella kurz.

»Ja, genau«, bestätigte Marc. »Gutes Gedächtnis! Franziska war seine Geliebte, also die Mätresse, wie das damals hieß. Waren auch schöne Zeiten, als ich da für die Uni zuständig war. Da haben wir schöne Konzerte gehört im Balkonsaal. Übrigens habe ich Julian neulich erzählt, dass seine steinalte Uroma, die er noch erlebt hat und der er stundenlang ihre Hand hielt im Sterbezimmer, das einzige von zehn Kindern ihrer Familie war, das nicht nach Amerika ausgewandert ist. Die Schwaben haben nach diesem Tambora-Hunger Amerika entdeckt, als Ziel, meine ich. Und die Armut hörte ja nicht auf bis ins 20. Jahrhundert.«

Auch diese Sache mit dem Supervulkan der Phlegräischen Felder klang nur kurz an bei der charmanten Führerin, die bei Nachfragen natürlich alles wusste; alles und noch viel mehr, und zwar ziemlich zuverlässig, wie sich Marc in Sachen Nero und bei Anzio oder Monte Cassino überzeugt hatte.

Immerhin gab sie preis, dass Sophia Loren in den ärmlichen Verhältnissen von Pozzuoli aufgewachsen war. Marc verehrte unter den italienischen Filmstars die dunkle Diva ähnlich wie die vulkanische Anna Magnani mit ihren schwarzen Glutaugen und den lässigen Kettenraucher Marcello Mastroianni. So viel Glamour-Klatsch durfte auch zwischen ihnen gepflegt sein.

Als Mineralogin war Ella freilich auch bei Vulkanen besonders gut im Bilde. Sie tauschten ihr Wissen so intensiv aus, und offenbar so laut, dass das Paar in der Reihe davor sich ein wenig gestört, vielleicht gar schon bisschen belästigt fühlte, und beide dezent tadelnde Blicke nach hinten warfen.



Pompeji war ganz anders, als es sich Marcs Fantasie in den Jahrzehnten seit seiner jugendlichen Faszination über den Vesuv-Ausbruch und die Archäologie, später auch über die Pink-Floyd-Platte vom Open-air-Konzert dort zusammengebastelt hatte.

Er wusste nicht mehr, warum es ihm auf den zahllosen Reisen nach Italien nie gelungen war, diesen Sehnsuchtsort zu besuchen. Vielleicht hatte ihn der Rummel abgeschreckt, oder die hohen Preise hatten den armen Studenten abgehalten. Ella war da freier in ihren Vorstellungen und betrat das Areal mit neugieriger Anspannung.

Schon auf der Fahrt am frühen Morgen war immer der Vesuv im Blick, hinter der grandiosen Biegung des Golfs, zeitweise mit einer Wolkenfahne verziert, die natürlich nach Rauch aussah und so wunderschön wie bedrohlich wirkte. Die Römer zu Zeiten des Ausbruchs hatten wahrscheinlich keinerlei Gefahr mit dem schönen Berg verbunden, der vor der Plinianischen Eruption im Jahr 79 wohl 800 Jahre lang tief geschlummert hatte und als erloschen galt.

Als sie die Führung zu den touristischen Highlights überstanden hatten und auf eigene Faust durch die antiken Straßen streunten, suchten sie immer wieder Perspektiven mit dem Berg im Hintergrund, nicht nur guter Fotomotive wegen. »Seine Majestät« nannte Marc den Vesuv und erzählte Ella, dass Julian, sein Ältester, bei der Vorüberfahrt den Berg beharrlich als »Rollkan« bezeichnet hatte und der drollige Kindermund nie mehr in Vergessenheit geriet. Natürlich hatte der Vater den Vulkan mit kindgerechten Geschichten spannend gemacht, lang bevor er in Sichtweite kam.



Ella zog es immer wieder zu den Gipsabgüssen der Figuren, vor allem der Kinder, aber auch der Tiere, Pferde und Hunde, die in den letzten dramatischen Augenblicken ihres Lebens nicht etwa versteinert worden waren, sondern als Hohlraum, also als Nichts erhalten geblieben waren. Marc fahndete nach Fresken, Figuren und Reliefs, achtete auf die Architektur der Villen und Wohnhäuser, wollte sich anhand der öffentlichen Gebäude ein lebendiges Stadtbild machen. Und beide interessierten

sich für Details: die Bohrlöcher in den Randsteinen etwa, an denen wie im Westen die Pferde angebunden wurden. Lang beobachteten sie eine prächtige Smaragdeidechse, die sich in der Nähe sonnte.



In seiner ganzen grandiosen Schönheit, aber natürlich auch als arg heruntergekommene Stadt nahmen sie Neapel wahr. Das Programm der Studienreise ließ wenig Raum und Zeit für eigene Erkundungen.

Die Gruppe wirkte erschöpft, schien ausreichend abgefüllt und bedient mit Bildung. Die Guida spürte das. Bei der

Fahrt an die Amalfi-Küste – das Licht wurde allmählich diesig und diffus – waren eine Fabrik für Limoncello-Likör, kommerzielles Beiprogramm bei diesen Billigangeboten, und die drei »Li Galli«-Inseln wichtiger, die sich der aidskranke Tänzer Rudolf Nurejew als sein letztes Refugium gekauft hatte. Weit wichtiger als das in diesen Vorfrühlingstagen noch beschaulich stille Sorrent, wo Marc der Luft anderer Prominenz nachspüren wollte: Vielleicht war sein Hausheiliger Nietzsche unter diesem südlichen Licht, in dem er sich bei klarer Seeluft erholen sollte, wirklich erst zum Philosophen geworden, wo er Wagner ein letztes Mal getroffen hatte und sich aus dessen übermächtigem Schatten befreien konnte.

Auf das Grandhotel »Vittoria«, erstes Haus am Platz, direkt über der Steilküste, in dem Richard Wagner und Cosima nicht nur 1876 standesgemäß residiert hatten, machte die Guida aufmerksam. Dass die Casa Rubinacci, das weitaus bescheidenere Quartier für Nietzsche, Paul Ree und einen jungen Studenten Nietzsches (leider nicht für die faszinierende Lou Andreas-Salomé) direkt neben dem Parkplatz lag, wo sie dem Bus entstiegen waren, fand Marc erst am Abend bei seinen Recherchen im letzten römischen Hotel heraus.

Pomeranzen hatte er mitgebracht, mit deren Saft und Schalen er sein Wasser aromatisierte. Heftiger Dauerregen, stundenlange Wolkenbrüche hielten sie bis zum Abflug fest im Hotelzimmer, auch am anderen Vormittag noch.

PARIS

Gotik und Islam

An seinem letzten Abend in Paris hatte Marc sich früh abgelegt und seinen Côtes du Rhône geöffnet. Die drei Stunden im Louvre waren anstrengend gewesen und das stundenlange Herumstreifen danach noch anstrengender. Dass er von diesen Orten nichts spüren konnte, hatte noch nichts mit der quälenden Empfindungslosigkeit der Depression zu tun, die sich erst leise ankündigte. Es war - neu für ihn in dieser Wucht - nur Trauer.

Der Wein war gut. Die Franzosen, dachte er, trinken ihre besseren Weine selber. Irgendwann hörte er den Regen auf ein Metaldach des engen Innenhofs tropfen. Weil er trotzdem keinen Schlaf fand, schrieb er gegen Morgen eine Mail:

»Meine Liebste, mein Engel für so lange Jahre, darf ich dich noch von Paris aus um ein klärendes Gespräch bitten, am besten bei einem Spaziergang, am besten bald? So können wir das nicht lassen. dm« .

Dann duschte er, packte seine Sachen und bat den maghrebinischen Concièrge beim Frühstück darum, den Koffer noch bis mittags deponieren zu dürfen. Die Fahrt nach Saint-Denis dauerte eine Dreiviertelstunde. Dort im Vorort lag das Stade de France, das französische Nationalstadion, vor dem bei der Terrorwelle vom 13. November 2015 während des Spiels der Weltmeister Deutschland und Frankreich, drei Bomben explodiert waren.

Saint-Denis war auch die vielleicht am stärksten muslimisch geprägte von den verelendeten Banlieues im Gürtel um Paris, in jeder Hinsicht Welten weit weg von der Metropole, wie sie Touristen wahrnehmen konnten, auch Marc. Das hatte er jedenfalls gehört.



Die früher weit vor den Toren gelegene Abteikirche des Nationalheiligen Dionysius, des ersten Bischofs von Paris, war ab dem Jahr 1140 unter Abt Suger in einem eigenartigen neuen Baustil errichtet worden, der wenig später wie eine kollektive Ekstase den ganzen Kontinent erfassen sollte: der Gotik. Vielleicht war sie bei den Kreuzzügen durch Arabesken islamischer Baukunst angeregt worden. In den Kreuzrippengewölben des Chors sei noch zu sehen, sagte der Reiseführer, wie sie ausgesehen hatte, diese Geistgeburt im Dienste des Lichts zu Beginn dieses Rausches, der dann die ganze Abteikirche, die Grablege der französischen Könige, zur ersten kleinen gotischen Kathedrale gemacht hatte.



Die Welle, geradezu ein Tsunami, dachte Marc, hatte in einem aberwitzigen Wettbauen aber schnell viele andere Orte an die Spitze der verrückten Bauten gespült: Beauvais – Chor und Querschiffe blieben erhalten, das Hauptschiff stürzte ein – als höchster, Amiens als der elegantesten und Chartres als der Kathedrale mit den schönsten Fenstern, die Krönungskathedrale Reims und die jetzt von der Feuersbrunst verwundete Notre-Dame natürlich nicht zu vergessen – und in Deutschland nicht den Kölner Dom und die Münster von Freiburg oder Ulm. München und die Backsteingotik von Danzig waren eine andere Baustelle.

Noch in der Métro – das kitschige Sacre-Cœur war zu sehen und ärgerte seine Augen, wie es da weiß aus dem Pariser Grau herausragte – kam Antwort von Ella auf sein Handy:

»Lieber Marc, Du bittest um ein klärendes Gespräch. Wir können uns zu einem Spaziergang treffen. Ist Dir Sonntag, 14:30 Uhr, Tierheim, recht?

Aber ich will keine weitere Kränkung für niemanden oder tiefere Wunden.

Ich bleibe bei meiner Klarheit!

Du schreibst: Ich soll nicht böse sein, Du willst leise gehen, nicht um Dich schlagen. Versuchen, dankbar zu sein. Abschied!

Ich akzeptiere das, nehme es an!

Für uns beide: keine Reizbarkeit, Vorwürfe, Schuldzuweisungen, Wut, kein unter Druck setzen, keine Drohungen, keine Erpressung.

Traurigkeit, Bedauern, Respekt, Dankbarkeit, ja.

Dann können wir uns am Sonntag sehen und Fragen klären. D. E.« .

Der Regen hatte zwar nachgelassen bis auf ein leichtes Nieseln, aber es war grau, trüb und kalt an diesem Freitag, der auch in Frankreich ein Feiertag war: Toussaint, Allerheiligen. Der Weg von der Métro-Station Basilique de Saint-Denis war kurz und führte am Rathaus vorbei auf den Vorplatz.

Marc stand vor der bescheidenen Fassade und dachte sich angesichts des fehlenden linken Turms nicht nur, dass vielen, auch den Kathedralen von Chartres und Amiens, die Symmetrie an Türmen und Fassaden fehlte. Er dachte auch: Ella fehlt. Ella fehlt mir wie eine Hälfte.

Bevor wieder Tränen kamen, und eigentlich nur, weil es ihm noch zur Pflicht seines Programms gehörte, gab er sich einen Ruck und betrat die Kirche. Er war erstaunt, dass die Reihen richtig gut besetzt waren, und war enttäuscht, dass die fromme Verrichtung ihn – eine französische Messe hätte ihn früher, ganz früher mal neugierig gemacht - daran hinderte, den Chor aus der Nähe zu betrachten.

Ob das islamische Freitagsgebet gegenüber anderen Wochentagen auch das Leben in den sehr geschäftigen Straßen des Quartiers verändert hätte, die ganz offenkundig stark muslimisch, maghrebinisch und nur in zweiter Linie schwarzafrikanisch geprägt wirkten, das konnte Marc nicht beurteilen.

Drei Tage nach den drei Bombenanschlägen am Stade de France hatte es in Saint-Denis eine Razzia gegeben. Den Amoklauf im 10. und 11. Arrondissement, wo auch die Redaktion von »Charlie Hebdo« und der jüdische »Hyper Cacher« lagen, die von den Mördern im vorangegangenen Januar heimgesucht worden waren, und das Massaker im Bataclan hatte ISIS damit begründet, dass sich dort »hunderte Götzendiener in einer perversen Feier versammelt« hätten. Das Theater, das bis kurz davor jüdische Eigentümer gehabt hatte, war schon früher massiv bedroht worden.

Beim Sturm auf eine verbarrikadierte Wohnung in der Rue du Corbillon, fünf Fußminuten von der Basilika entfernt, hatte die Polizei mehr als 5 000 Schüsse abgefeuert. Dann hatte sich der Belgo-Marokkaner Chakib Akrouh in die Luft gesprengt. Seine Leiche wurde zwei Tage später unter dem Schutt gefunden und erst im Januar 2016 identifiziert. Die beiden anderen toten Islamisten waren Abdelhamid Abaaoud, der mutmaßliche Drahtzieher der Anschläge von Paris, und Hasna Aitboulahcen, seine Cousine.

Unterm Halbmond



Auch weil sich Ella trotz züchtiger Kleidung und Kopftuch begafft und bedrängt gefühlt hatte in Marokko, vor allem in der Medina von Marrakesch, weil ihr aber auch schon beim Joggen in der freien Landschaft unwohl gewesen war, hatte Marc die Marokko-Reise zu den großen Städten und Stätten – nach Fes, Meknes, Rabat, die Römer-Ruinen Voloubilis kamen hinzu und Casablanca mit Hassans gigan-

tischer Moschee - trotz schöner Momente und Orte grosso modo als Flop abgebucht, als einen der wenigen in ihrer gemeinsamen Reisegeschichte. Seltsam war auch gewesen, dass Ella im Hotel in Fes einen Anruf von ihrem Mann bekommen hatte, wonach sie verstört und verschlossen auf Marc wirkte. Er hatte nicht nachgefragt.

Schon seine Idee, vom Meer und dem Maghreb aus Städte im Sahel-Gürtel zu gründen und Zug um Zug die Halbwüste dort mittels Sonnenenergie, Meerwasser-Entsalzung, mit ausgeklügelten Bewässerungs-Systemen, auch ein paar besonderen Pflanzen wie Jojoba oder Jatropha fruchtbar und wie weiland den wilden Westen Amerikas zur neuen Heimat für Flüchtlinge zu machen, die jetzt aus der Armut nach Europa drängten, hatte Ella nicht so offen und neugierig aufgenommen wie sonst.

Das Fes seiner Erinnerung war völlig anders gewesen: eine exotisch arabische Stadt, die sich der westlichen Welt öffnete und umgekehrt ein orientalischer Sehnsuchtsort für Hippies und Aussteiger war. Dort hatte er im Schlepptau eines trotzlistischen Linken statt des erwarteten Haschisch aus einer Pfeife Opium abbekommen und war zusammengeklappt. Lena, damals auch erst 19, hatte vergeblich einen Arzt gesucht und ihn, der zu sterben meinte, aber nicht mehr sprechen konnte, dann an irgendeinem Brunnen mit feuchten Tüchern wieder aufgepäppelt.



Jetzt war die radikale islamische Renaissance überall spürbar, selbst auf der grandiosen Djemaa el Fna, Marrakeschs Touristenmagnet, wo sich Ella über Schlangenbeschwörer und Äffchenquäler aufregte. Gegenüber, im Café Argana, hatte im Jahr 2011 ein islamistischer Bombenanschlag 17 Menschenleben gekostet. Das Minarett der Koutoubia-Moschee hatte Marc als Vorbild für König Hassans koranfromme

Gigantomanie in Casablanca erkannt, aber auch als das Muster seiner damals so geliebten Giralda, dem Turm der gotischen Kathedrale von Sevilla.



Die Studienfahrt nach Andalusien im Jahr danach, hatte thematisch der religiösen Toleranz des Goldenen Zeitalters im maurischen Al Andalus gegolten, der Alhambra von Granada und der von Christen später so barbarisch verunstalteten Mezquita von Córdoba, aber auch dem Malaga Picassos. Sie war Marc in besserer Erinnerung, wengleich ihm auch dort die Anrufe Dieters als kontrollierende Belästigung vorgekommen waren.



Im Garten der Casa Pilatus in Sevilla, wo sie ganz allein waren, hatte Ella erneut eine eigenartige Energie übermannt und in Tränen, Blässe, ja in ein Zittern ausbrechen lassen, was dem Nero-Erlebnis von Rom glich. Gleichfalls ein Rätsel war das geblieben, mit noch weniger Anhaltspunkten sogar.

Allerheiligen

Eine seltsame Aversion gegen Ellas Mann aus dieser andalusischen Erinnerung besetzte Marc immer wieder an diesem trüben Allerheiligentag in diesem Saint-Denis. Er hatte diesen Dieter nie ernst genommen, erst recht nicht als Konkurrenz. Dass Ella mit ihm innerlich abgeschlossen hatte, weil er sich mutmaßlich irgendwie an der Tochter vergriffen und sich dann als Konsument von Kinderpornos entpuppt hatte, galt ihm eigentlich als sicher. Hatte er sie jetzt womöglich erpresst? Unter Druck gesetzt? Er spürte Hass auf diesen massigen Mann mit der wulstigen habsburger Unterlippe, obwohl er ihn überhaupt nicht kannte und auch nicht kennen wollte. Betrinken wollte er sich jetzt, um diesen nagenden Zorn zu betäuben.

Dabei hätten Marc in Saint-Denis seinen Plänen nach eigentlich die in der Gotik präsente christliche Vergangenheit im Vergleich zur muslimischen Gegenwart beschäftigten sollen. Nicht nur, weil solche Eindrücke zentral zu dem gehörten, was ihm Reisen so wichtig machte: der Augenschein, das Spüren von Stimmungen und Atmosphären, das Erkunden von Lebensweisen.

Das bekam jetzt etwas ganz Konkretes. Seine Reste vom Côte du Rhone der vorangegangenen Nacht hatte er im »Relais Bergson« gelassen. Irgendwo wollte er Rotwein kaufen und ihn irgendwo bald trinken. Aber es dauerte lang, bis er in irgendeinem Geschäft weit weg vom Zentrum eine Flasche erstehen konnte. Im Blick der mit schwarzem Kopftuch bedeckten Kassiererin meinte Marc Missbilligung zu erkennen. Er schämte sich auch ein wenig, weil ihm der Wunsch nach Betäubung schon am Vormittag tatsächlich wie ein Suchtdruck vorkam, wenngleich er jenen morgendlichen Tremor einer beginnenden Abhängigkeit nicht kannte, noch nicht. Jenseits des alten Zentrums strahlte Saint-Denis schon am Vormittag dieses Freitags eine menschenleere Trostlosigkeit ohnegleichen aus.



Die Métro brachte ihn zurück und ein Stück darüber hinaus, zum Friedhof Père Lachaise, wo er nicht nur Gräber, sondern auch die Mauer besuchen wollte, an der am 18. Mai 1871 in der »blutigen Woche« 147 Aufständische der Pariser Commune von einem Peloton füsiliert und in der Nähe verscharrt worden waren. Das war der Beginn einer Welle von wahllosen Erschießungen gewesen, die einem tagelangen Massaker durch die Sieger gleichkam. Der Gedenkort hieß Le Mur des Fédérés oder Mauer der Commune.

Nebenan hatten auch die französischen Kommunisten einige ihrer Führer begraben, und die Überlebenden der verschiedenen nationalsozialistischen Konzentrationslager hatten Mahnmale errichtet. Teils waren sie pathetisch bis kitschig geraten. Auch Gedenkstätten für die Toten von Flugzeugabstürzen oder anderen Katastrophen, die Marc nicht präsent waren, gab es dort. Die Recherchen wollte er später auf der Heimreise nachholen, sofern es Internet gab im TGV.

Weil der Eingang von der Métro-Station her aber am anderen Ende des riesigen Totenparks lag, begann Marc dort seinen Spaziergang, für den er sich mit einem Lageplan der Gräber ausgerüstet hatte. Er fand sie dann trotzdem nicht alle. Immer wieder stieß er wegen der auffallend vielen Blumen auf Gräber von meist jungen Menschen, die bei den islamistischen Attentaten vier Jahre zuvor ihr Leben gelassen hatten.

In seinen Ohren klangen die Zeilen eines seiner Lieblingslieder von [Wolf Biermann](#): »Ich weiß es, die Toten leben / Und wolln, daß sie einer besucht. / Wer kalt an den Kalten vorbeigeht, / Der wird verhext und verflucht.« Schon in Auschwitz war ihm das in den Sinn gekommen, wo Biermanns Vater ermordet worden war, der den Gestapo-Häschern als Saboteur im Widerstand auf der Werft in Hamburg überflüssigerweise auch noch seine jüdische Herkunft preisgegeben hatte. Mit dem DDR-Dissidenten und Dichter, der unter dem Label »Liedermacher« lief, hatte ihn eine kritische Bekanntschaft - nach Marcs Bitte »öffentlich per Du, privat per Sie« - verbunden, solange Biermann gerade noch links gewesen war. Bei einem Besuch in Altona hatte ihm der Poet eine Kinder-Schallplatte mitgegeben, die seine Söhne wie ein ein kostbares kleines Heiligtum verehrten. »Der Friedensclown« hieß sie.

Jetzt führte ihn der Plan zunächst nach rechts, zum Grab von Jim Morrison. Sein Faible für den Frontmann der Doors war verblasst wie dessen Ruhm, soweit sich das an den Devotionalien seiner Ruhestätte ablesen ließ. Vor Jahrzehnten hatte sie noch als eine Kultstätte gegolten, die kein Paris-Besucher versäumen durfte, der sich auch nur entfernt den studentenbewegten Achtundsechzigern und ihrer Popkultur zugehörig fühlte. Das Grab war mit einem Gatter abgesperrt.

Weder Chopin fand er, dessen Herz in Warschau begraben lag, noch Oscar Wilde, noch das symbolische Urnengrab von Maria Callas, der Großen Liebenden, an die er noch ein paar Monate zuvor im Amphitheater von Epidauros gedacht hatte. Im Namen Ellas, die Marcs Schwermut lang mit ihren speziellen homöopathischen Mitteln zuleibegerückt war, wäre er gern zu Samuel Hahnemann gegangen. Aber auch den fand er nicht.



Nicht weit von der Stelle, wo er Modiglianis Grab dem Lageplan nach vermutete, stieß er wegen einer ganzen Gruppe, die sich davor versammelt hatte, auf das Familiengrab, unter dessen schwarz polierter Platte Edith Piaf lag, darauf auffallend viele frische Blumen. Die Pariser liebten sie, immer noch. So viele Zeichen von Zuneigung gab es nicht an der gepflegten, unweit gelegenen Ruhestätte ihres Eleven und jugendlichen Liebhabers

Georges Moustaki, der ihr »Milord« getextet hatte und bei ihrem schlimmen Unfall hinter dem Steuer des Autos gesessen war. Mit ihm, dem sanft melancholischen Griechen, hatte Marc als junger Journalist einmal ein schönes Gespräch für ein Porträt geführt.

Amedeo Modigliani, jung gestorben, gehörte auch zu den schweren Trinkern der Kulturgeschichte. Seine Kunst galt nicht allen Kennern als wichtig, wozu wahrscheinlich neben den Legenden um den engelhaft schönen Schwindsüchtigen auch die bald nach seinem Tod einsetzende Popularität beigetragen hatte, die wiederum viel mit der Erotik seiner Akte zu tun hatte. Diese nackten Frauen machten immer noch Skandal, obgleich sie nicht weniger keusch waren als die Majas, Olympias und die Venus' der Velázquez, Manet oder Goya auch. Aber Marc liebte die Eleganz von Modiglianis Malerei, in der meist, nicht immer, alles Grobe der Gesichter geglättet, die Masken und Amulette der afrikanischen Kunst - die man damals, als sie so in Mode gekommen war, noch ganz unbefangen von kolonialistisch-rassistischer Korrektheit »Negerplastik« nannte - vom Irdischen ins Engelhafte erhoben waren.

Immer noch auf der Suche nach Modiglianis Grab, verkroch sich Marc irgendwann in einem halbverfallenen Grabtempelchen, entkorkte den Wein mit seinem Schweizer Taschenmesser, trank in tiefen Zügen aus der Flasche und schämte sich. Vielleicht fand er das Grab von Modigliani deshalb nicht, weil seine Gedanken zu einer Kunst abschweiften, die ebenfalls ganz im Archaischen und Atavistischen schwelgte, und zu einem Künstler, den Marc und Ella sterben sehen hatten.

Autenrieths Tod

Für ein Porträt zum 80. Geburtstag des Künstlers hatte Marc den Mann in seinem Haus aufgesucht und Ella mitgenommen, der die Gabe eigen war, manchmal allein durch ihre Gegenwart ein Gespräch aufzulockern, die Menschen zu öffnen. Dieser Peter Autenrieth war noch mehr als durch seine elementar totemhaften Arrangements in der Tradition eines Joseph Beuys als Verbandsfunktionär bekannt geworden. Aus dem Porträt war in der Zeitung ein Nachruf geworden, an den er sich nur noch in groben Zügen erinnerte. Die Geschehnisse aber waren ihm gegenwärtig – und sie waren niedergelegt.

Marc öffnete auf seinem Handy den dort gespeicherten Bericht, den Ella in den Tagen danach auf seine Bitte hin niedergeschrieben hatte. Er trank, las und erinnerte sich, mitten in einem einst pompösen, aber unaufhaltsam verrottenden Familiengrabmal, das so weit abseits der Wege lag, dass er sich ganz ungestört glaubte, zumal bei diesem leise zunehmenden Novemberriesel.

»Wir treffen ihn an sitzend in seinem Garten. Zwei kleine alte Hundedamen tun ihren Dienst, bewachen das geschlossene Gartentor, kündigen uns aufgeregt an, zeigen, wie gefährlich sie sind. Wir als Hundemenschen zollen ihnen Respekt.

Der Künstler erhebt sich aus seinem Beobachtungssitz im Garteneck, wir begrüßen uns. Ein großer schwerer Mann, Ende siebzig, senffarbenes Hemd, Jeans, freundlich, zugewandt, offen. Wir entschuldigen uns für unsere Verspätung: Feierabendverkehr, Stau.

Kühl ist's dort, feucht, schattig im Garten, wie abgeschnitten von der Tageswärme. Ein einzelnes Haus steht mit offener Tür, an der Ostseite Tisch mit Stühlen. Wir setzen uns, die Hunde nah an meinen Beinen, wollen gestreichelt werden. Marc tut seine Arbeit, lässt den Künstler erzählen, führt, leitet das Gespräch über dessen Werdegang und Lebenswerke nur, wenn es nötig ist.

Marc ist, wie ich ihn kenne, sehr schätze und liebe: aufmerksam, entspannt, hoch konzentriert, hellwach, präsent, schaut dem Künstler ins Gesicht, notiert mit Kuli dessen Erzählungen auf einem gefalteten Blatt Papier in seiner winzig kleinen Schrift. Eine ruhige, freundschaftliche Atmosphäre.

Ich sitze, lausche, höre ihn reden über seine Kindheit in seiner Pfarrersfamilie, die HJ-Jugend, Krieg, Medizinstudium, Kunst, Afrika-Aufenthalt, über Frau, Töchter, Brüder. Meine Fingerspitzen sind im Hundefell vergraben, sacht massierend, alte Hundchen, empfänglich für liebe Berührungen, und sehr wachsam. Aus dem Haus sind Geräusche zu hören, jemand spült Geschirr, niemand ist zu sehen.

Wir stehen auf, die Hunde folgen, gehen ins Haus. Alt ist es wie sein Besitzer, seine Hunde. Erst scheint es dort wärmer zu sein, doch mich fröstelt bald. Überall Kunstwerke, Plastiken aus Holz, im Eingangsbereich, im Treppenhaus und in den Zimmern. Alles ist vollgestellt mit Kunstwerken, sie hängen, stehen, lehnen an Wänden, unter der Decke, in Regalen, fast kein Durchkommen. Kunst überall, dunkel, schwermütig, unerklärliche Bilder.

Marc fotografiert den Künstler mit seinen Werken, während ich beobachte, lausche. Die Bildnisse sind Zeichnungen, Gemälde, Konstruktionen aus Holz, aus Strandgut, Abfallstücken, Rosshaar, Leinenfetzen, mit spärlicher Farbe, rot, fahl, afrikanischer Stil mit westlichem vereint. Verhuscht, Verborgenes. Unklar, was dargestellt werden soll, seltsam, ja, und auch gruselig.

Wir kommen in den Keller, die Kühle nimmt zu. Im Vorraum dort ein Holzrund, ein Baumstamm, lehnt aufrecht an der Wand, wie ein Totempfahl. Ich lese ihn von unten nach oben, ein Leib, gekräuselt dunkles Rosshaar, eine behauene Stelle, gespalten wie von einer Axt, klaffende Wunde, rot ausgemalt, hingeschmiert, mehr seh ich nicht, traue mich nicht. Fühl mich abgestoßen, gekränkt, verletzt, beschämt.

Der Künstler will Marc ein spezielles Bild zeigen, einen Nachen, sagt er. Aber dann doch lieber nicht, jedoch in der Garage hätte er noch was Aktuelleres. Lebhaft ist er, erfreut, so ausführlich von sich erzählen zu können, aufmerksame Zuhörer zu haben.

Im Treppenhaus begegnet uns ein Mann in unserem Alter, braune Haare, mittelgroß. Der Künstler bewegt sich sicher und zielstrebig. Wir gehen durch den Garten, zwei verwitterte Steinstufen hinunter zur Garage. Sie steht offen, sie ist voll. Vollgestellt mit Kunst, großen Werken, Rahmen, dazu Autoreifen in Tüten verpackt, Gartengerätschaften. Ein schmaler Gang führt einen Meter in die Garage hinein. Dort lehnt ein Bild an anderen Bildern und Holzbildkonstruktionen, eine wackelige Angelegenheit.

Der Künstler stellt sich zu seinem Bild, es ist etwa quadratisch, einen Meter hoch. Er beugt es mit der rechten Hand leicht vor, stellt sich dahinter, erzählt mit klarer Stimme, wirkt plötzlich seltsam erschöpft, schaut mit müdem Blick zu Marc, zu mir, da ich ihn etwas frage und seinen Blick suche, seh dann seine Augen brechen, er knickt in den Knien ein, lehnt rechts an seine Bilder, sackt in sich zusammen (19.25 Uhr).

Marc schaut durch den Sucher der Kamera auf das Kunstwerk, ich schau auf den Mann, spring in die Garage hinein, denk, ein Schwächeanfall, er soll nicht zu Schaden kommen beim Aufprall, fass ihn von vorn am Oberkörper, merk sofort, er ist viel zu schwer für mich, keuche, lass ihn in meine Arme fallen, stemm mich gegen sein Gewicht und seine Schlawheit, will seinen Fall sacht zu Boden führen, Marc kommt mir zu Hilfe, wir legen ihn auf den Rücken.

Ich bin an seinem Kopf, schon in der Hocke, der Kopf sinkt in meine Hände, sanft, sacht, warm, schwer, ich halte meine Hände einfach hin und auf, wie wenn ich ein kostbares Geschenk erhalte, das ich nicht fallen lassen darf. Meine Fingerspitzen deuten zu seinem Nacken, meine starken Handteller halten seinen Hinterkopf, wie eine Schale, schützend, ihn zu behüten auf seinem letzten Weg.

Und so halt ich ihn in der Luft, trag ihn minutenlang wenige Zentimeter über dem betonierten graustaubigen Garagenboden auf meinen Händen, damit sein Kopf an keinen Stein stoße.

Er schnappt nach Luft, sein Unterkiefer entspannt sich, seine Zunge fällt grau mit einem leicht klackendem Geräusch nach vorn zu den unteren Schneidezähnen, und mir wird klar, dass dieser Mann stirbt. Ich sage Marc: 'Er stirbt, hol Hilfe im Haus. Im Haus muss doch jemand sein. Ich hab doch jemanden gehört'.

Marc ist nur sehr kurz weg, will mich nicht lang allein lassen. Und ich wünsch ihm mir wieder an meine Seite. Schnappatmung bei dem Künstler, dem ich mich in diesem Augenblick unendlich tief verbunden fühle, da werd ich ganz ruhig, ich weiß, dass er schon fortgeht, ich weiß um meine Aufgabe, meinen Auftrag, sag ihm: 'Gehen Sie ins Licht. Sie sind nicht allein. Ich bin da. Ihr Geist und der Geist der göttlichen Weisheit sind eins. Sie sind ein wundervoller Mensch und Meister. Gehen Sie ins Licht'. So starb er.

Marc kommt zurück, dicht zu mir runter in den Staub, hört meine Worte, studiert dabei mein Gesicht, ist mir ganz nah in meinem Fühlen. Wir sind uns nah und eins in unsern Taten, in unserm Handeln einig. Wir sind ein Team (19.27 Uhr).

Niemand antwortete im Haus auf sein Rufen, das Telefon dort ließ nicht bedienen. Ich ruf aufgeregt von meinem Handy den Notarzt. Währenddessen versucht Marc Herzmassage und Beatmung. Wir wollen noch nicht aufgeben, obwohl wir beide wissen und uns einig sind, dass er schon tot ist. Es gibt keinen Puls mehr, keine Atmung. Bei der Herzlungenmassage bricht eine Rippe mit einem leisen Knacken, wie selber verwundet stöhnt Marc auf. Er will das nicht, er will aufhören, weil auch er weiß, dass der Mann tot ist.

Der Mensch vom Notdienst am Handy aber will, dass wir weitermachen, wir wechseln uns ab, der glaubt nicht meiner Beschreibung der Schnappatmung und dass kein Puls zu fühlen ist und nun auch keine Atmung mehr kommt, dass er tot ist.

Aus dem Haus rührt sich niemand, der Krankenwagen kommt (19.37 Uhr), Notarzt mit Signal (19.40 Uhr), aber kein Mensch aus dem Haus. Die Nachbarn schauen, aber kein Mensch aus dem Haus. Sehr seltsam.

Marc und ich haben nun keine weiteren Aufgaben mehr, die Notärztin und ihre Mitarbeiter tun 35 Minuten ihre Arbeit mit allem, was dazugehört. Ich stehe abseits, denke an die Seele des Mannes, wünsche ihm eine gute Reise und dass er sich besser nicht zurückrufen lässt von den Sanitätern. Ich bin ruhig und traurig zugleich.

Gehe ins Haus und läute an drei Klingeln Sturm. Endlich, eine Dame Mitte siebzig kommt die Treppe herab, sie ist beweglich, vital, unbefangen: 'Ja?, was gibt's?'

'Ihr Mann ist in der Garage umgefallen, der Notarzt ist da'. Sag nichts davon, dass er tot ist.

Sie steht nur dabei, geht nicht zu ihrem Mann, dreht die Finger ihrer linken Hand, verlangt herrisch, dass doch da mal Puls und Atmung kommen muss. Keiner sagt ihr, was allen klar sein musste, dass er tot ist und wohl auch nicht zurückzuholen.

Ich muss mal, hatte bei der Bilderschau vor einer halben Stunde eine Tür entdeckt, gleich beim Eingang, rechts mit der Aufschrift, 'WC-Tür bitte schließen'. Ich hätt mich nie getraut, in diesem Haus nach einer Toilette zu suchen und dort Türen zu öffnen. Ich geh ins Haus, ahne, spüre mehr, dass da noch jemand anwesend ist, ruf, 'Ich benutz kurz Ihre Toilette', seh, wie sich linker Hand die Zimmertür leicht und absolut geräuschlos langsam schließt, so, als ob jemand heraus kam zu sehen, was los ist, selbst aber nicht gesehen werden will. Ich bin sehr schnell fertig auf dem Klo, eiskalt ist es wie in einer Gruft.

Der Tote bleibt tot zu meiner Erleichterung. Die Frau wirkt seltsam unberührt, scheint mir nicht unter Schock zu stehen, desinteressiert am Tod ihres Mannes, geht nicht zu ihm hin. Sagt, sie will nichts mit dem Tod zu tun haben, keine Beerdigung, kann keine ihrer Töchter anrufen, keine Freunde, Nachbarn. Das tut mir leid.

Ich bin froh, dass der Künstler schon weit weg war von ihr, dieser herzlos scheinenden Frau.

Marc und ich berühren zum Abschied den verstorbenen Peter Autenrieth, ich leg der Witwe kurz eine Hand zwischen ihre Schulterblätter, beug mich zu den Hundetierchen, und wir verlassen diesen kalten Ort.

Liebster, ich danke Dir. Ich danke Dir für Dich. Du warst da, auch bei mir, ich konnte ganz meiner Aufgabe folgen, meinem inneren Auftrag, er war mir so klar, es gab keinen Zweifel, nur mit Deiner Hilfe war es mir möglich mich auf die Seele des Sterbenden zu konzentrieren. Du bist an meiner Seite. Ich liebe Dich, ja, es ist eine tiefe Liebe. Ich wünsche, dass es Dir gut geht, Deinem Körper, Deinem Geist und Deiner Seele.«

Natürlich kamen ihm Tränen. Und er spann die Erinnerungen weiter. Ungefähr drei Wochen nach diesem Tod hatte ihn die Mail der Witwe erreicht. Sie bat darum, das im Zeitungsnachruf abgedruckte Foto für die Trauerfeier verwenden zu dürfen, die erst vier Wochen später stattfinden sollte, und zwar seltsamerweise im Rahmen der Finissage einer eigenen Ausstellung der Witwe. Marc und seine Begleiterin, wie sie sich ausdrückte, seien herzlich dazu eingeladen. Dass die Witwe auch eine Künstlerkollegin des Verstorbenen war, erfuhr Marc erst jetzt.

Im Gelass

Selbstverständlich gab er die Genehmigung, schickte sogar die Bilddatei dieses Fotos mit, das Minuten vor dem Tod entstanden war, aber tatsächlich ein schönes Bild war, noch ohne jeden Todesschatten. Er bot auch an, ihr gemeinsam mit Ella über die letzten Minuten des Lebens und über das Sterben ihres Mannes zu berichten, auch anhand der Notizen des Gesprächs. Er habe, deutete er an, auch noch andere Fotos des Künstlers, unmittelbar vor seinem Herztod.

Die Witwe bat bei der Trauerfeier dringend darum, ihrer Einladung in das Haus bald zu folgen und wenn möglich alle Notizen und Fotos mitzubringen, auch im Namen der beiden Töchter. In der kommenden Woche sei die Ältere noch im Haus, dann müsse sie »wegen ihrer Lehrverpflichtungen nach Wien zurück«.

Die Professorin, eine noch recht junge, hübsche und freundliche Frau mit dunklem Haar und offenem Gesicht, empfing Ella und Marc an jenem Gartentor, wo sie Wochen zuvor auch der Künstler begrüßt hatte. Man wolle sich, dem Vater zu Ehren, in dessen »Arbeitshöhle« treffen, wie sie das nannte. Die Mutter und die jüngere Schwester warteten dort.

Den Weg zu dieser Arbeitshöhle kannten die Gäste schon. Er führte durch die mit Kunst vollgestellten Kellergänge, die Autenrieth ihnen auf der Suche nach einem passenden »Lebensbild« - so hieß der Titel der Zeitungsserie - gezeigt hatte, bevor er sich dann doch für die Garage entschied. Ella hatte das ganze Kellergeschoss eine Gruft genannt. Die eigentliche Gruft kam aber erst noch.

Das Zimmer selber war tatsächlich eine halbhelle Höhle von modrigem Geruch, in deren Ecke ein alkovenartiger Verschlag genagelt worden war, auf dem immer noch ungemachtes Bettzeug lag. Offenbar war auch schon vorher lange nicht geputzt worden. Dort habe der Vater »am liebsten gearbeitet und geschlafen« , erklärte die ältere Tochter und stellte den Gästen Mutter und Schwester vor, die zunächst schweigend am Tisch gewartet hatten. Die Stühle unterschiedlicher Art waren abgezählt. Man möge Platz nehmen. Angeboten wurde nichts.

Die jüngere Tochter, in ihren Zwanzigern, rundlicher als die Schwester und bis hin zur Kleidung geradezu absichtsvoll unattraktiv, nickte zur Begrüßung nur kurz und sollte auch das ganze Gespräch über kein Wort sagen. Erst jetzt fiel Ella und Marc an ihrem mal stier starrenden, mal plötzlich wild flackernden Augen auf, dass sie in irgendeiner Weise beeinträchtigt, gestört, behindert zu sein schien. Sie wechselten Blicke.

Um die befremdlich frostige Atmosphäre aufzulockern, bot Marc an, zunächst anhand seiner Notizen über das Gespräch zu berichten, in dem der Künstler so lebhaft und mitreißend über nicht weniger als sein ganzes Leben berichtet hatte und danach über seine Arbeit. Wenn Mutter und Töchter wollten, könnten Ella und er danach noch einmal das schildern, was folgte, nachdem Autenrieth ihnen seine Bilder, Zeichnungen und Objekte in einer Art Rundgang vorgeführt hatte.

Dass es neben den bis dahin entstandenen Aufnahmen tatsächlich Fotos vom Augenblick seines Todes gab, dem Brechen der Augen, das verschwieg er den Gastgeberinnen, wiewohl er eigentlich – im inneren Widerstreit zwischen Pietät und so etwas wie Rechenschaftspflicht gegenüber den Hinterbliebenen - vorgehabt hatte, ihnen einen Blick darauf zumindest anzubieten.

Das gespenstische Gespräch in dem gespenstischen Gelass dauerte eine runde Stunde. Die mit kalter Freundlichkeit verabschiedeten Gäste waren froh, als sie wieder an der frischen Luft waren.

»Puuh«, stöhnte Marc, als er hinter dem Steuer saß, »kurz sacken lassen.«

»Fahr bitte«, sagte Ella, »ich muss weg hier. Das ist die Hölle.«

»Die Hölle, das sind die Anderen«, murmelte Marc, gehorchte aber augenblicklich. Schweigend brachten sie die ersten Kilometer des Heimwegs hinter sich, bevor Marc vorsichtig und ganz leise ansetzte:

»Denkst du auch, was ich denke?«, fragte er.

»Ich weiß nicht, was du denkst. Aber ich denke schon«, antwortete sie.

Marc lachte kurz auf. Das schätzte er an ihr: diese schnippische Schlagfertigkeit, diesen selbstironischen Witz, dieses Spiel mit der Sprache, das er sich in seinem Journalistenberuf nur selten erlauben durfte. Er verstand aber auch, dass sie noch nicht soweit war.

»Du hast Hölle gesagt«, setzte er nach ein paar Minuten erneut an. »Kannst du diese Hölle beschreiben? Was ist da passiert in dieser Hölle, um Himmels willen?«

Sein Wortspiel war nicht so gut wie ihres, aber es lockerte ihre Lähmung doch ein wenig.

»Was für eine furchtbare Frau«, sagte sie dann. »Die Töchter tun mir leid, auch wenn die Ältere irgendwie halbwegs heil davongekommen zu sein scheint.«

»Die hat sich vielleicht rechtzeitig weit genug weggeflüchtet«, meinte Marc, »Wissenschaft, Wien, Karriere – aber Anhang scheint sie auch nicht zu haben. Mir tut auch unser Autenrieth leid. Verbannt in ein Kellerkabuff. Irgendwie Kaspar-Hauser-mäßig. Gedeemütigt, ausgeschlossen. Wahrscheinlich jahrelang, so wie das da aussah. Für was hat sie ihn bestraft? Was meinst du?«, fragte er.

»Ich weiß nicht, ob er mir leid tut«, antwortete sie. »Ich bin nicht einmal sicher, ob ich ihm so beigestanden hätte, wenn ich das gewusst hätte.«

»Du ahnst dasselbe wie ich?«, fragte er, »Sag an!«

»Wir haben kein Recht dazu«, bremste Ella, »wir wissen es nicht. Wir dürfen niemandem Unrecht tun, den Töchtern nicht, dem Toten nicht und nicht einmal dieser grauenhaften Frau.«

»Wir tun niemandem Unrecht«, entgegnete er, »wenn wir uns untereinander austauschen über das, was wir da wahrgenommen haben in diesem Horrorhaus, gesehen, gespürt, erkannt. Wir zerreißen uns ja nicht mal das Maul. Wir sind nur schockiert. Unschuldsvermutung vor Gericht, das ist ganz was Anderes. Auch in der Presse, in den Medien, in der Öffentlichkeit. Sag an! Ich bin fast sicher, wir haben beide dasselbe gesehen und gedacht, so, wie wir uns genau an diesen Stellen angeschaut haben. Aber du hast manchmal den besseren Blick. Und den einer Frau. Sag an!«

»Warte noch«, bat Ella, »einen Augenblick noch.«

Als sie weiter schwieg, fragte Marc irgendwann:

»Bereust du, dass du ihn in den Tod begleitet hast, so liebevoll hinübergeleitet, ihn gehalten, seinen Kopf gebettet, ihn getröstet hast?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete sie.

»Ich bereue manchmal, dass ich ihm drei Rippen gebrochen habe«, sagte Marc. »Er war doch längst tot. Aber ich weiß es nicht. Mir tut er schon deshalb leid, weil so ein lebenspraller, wahrscheinlich auch ziemlich triebhafter Mann mit dieser grauenhaft kalten Frau geschlagen war. Frigide, so hätte man das früher genannt. Aber das soll keine Entschuldigung sein. Vorher schon oder nachher, könnte man sich fragen.«

Und nach einer Weile fuhr er fort:

»Erinnerst du dich, wie sehr dich dieses eine Holzobjekt angewidert hat, das mit dem Spalt und der roten Farbe, klaffende Wunde. Ich meine sogar, er hat das gemerkt. Seinen 'Nachen des Charon', also das Boot, in dem die Seelen über den Styx ins Totenreich geleitet werden, den wollte er uns nicht zeigen. Das erscheint einem jetzt fast als Todesahnung. Aber ich glaube ja im Gegensatz zu dir nicht an dieses übersinnliche Zeugs.« Er lachte kurz auf, »Sorry... Diese Feuerstelle oder was das war, dieser Opferplatz, mit dem er gestorben ist, nein, 'Tanzplatz' hat er gesagt, der war unverfänglich.«

Wieder schwiegen sie lang. Die halbe Strecke lag längst hinter ihnen. Dann fasste Ella Marcs rechtes Knie, wandte sich ihm zu. Weil die Schnellstraße frei war, konnte er ihr auch kurz und klar ins Gesicht blicken. Und dann sagte sie mit einer Stimme, die den Nachdruck eines Richterspruchs hatte:

»Er hat sich an der Tochter vergriffen. Und die hat das nicht verkraftet. Und dafür hat ihn seine Frau bestraft. Und das verzeiht sie ihm nie, auch über den Tod hinaus nicht.«

»Ja«, sagte Marc nur.

Später hatte er erfahren, dass dem Künstler einige Jahre zuvor einmal vorgeworfen worden war, als Gastdozent an einer Waldorf-Schule bei mehreren minderjährigen Mädchen übergriffig geworden zu sein. Die Künstlerkollegen hatten das, ganz arglos, aber nur deshalb erzählt, um ausdrücklich festzuhalten, wie sehr ihr allseits so hochgeschätzter und beliebter Kollege unter solchen Anschuldigungen gelitten habe, die sich später als haltlos herausgestellt hätten.

Als Marc ihr behutsam von diesem Tratsch berichtete, sagte Ella:

»Es stimmt also.«

Marc verließ den Cimetière, um die restliche Zeit bis zur Abfahrt des TGV vom Gare de l'Est im Parc des Buttes-Chaumont zu verbringen, wo er den Rest des Rotweins trank und dann sein Gepäck im nahen Hotel abholte. Dass er mit diesem Park - auch der ein Schauplatz von schlimmen Massakern an Kommunarden in der blutigen Maiwoche von 1871 - und seiner stark arrangierten Naturnähe überhaupt nicht warm wurde, lag nicht an der ungemütlich nassen Novemberkälte, sondern an seinem eigenen Zustand.

Mails

Sie trafen sich zum vereinbarten Termin, dem frühen Sonntagnachmittag, wieder in gleicher Weise am Tierheim. Marc war mit dem Fahrrad gekommen, Ella mit dem Smart. Er hatte gerade nur so viel getrunken, Weißwein wie immer, dass er sicher sein konnte, seine Zusagen einhalten zu können.

Drei Tage danach, noch vor Tagesanbruch zu jener frühen Stunde, in der sie sich wach wussten, schrieb Ella eine Mail. Schon an den vielen Sperrungen und Gedankenstrichen erkannte Marc sofort, wie sehr sie in einem Ausnahmezustand war - oder womöglich unaufrichtig:

»Lieber Marc! Du hast Recht, Dich betrogen, disponibel, als fünftes Rad am Wagen zu fühlen, rumgeschubst. Denn ich bat Dich zum wiederholten Mal um Unzumutbares, Dich Kränkendes, Deine Seele Verletzendes, hab Deine Geduld, Großzügigkeit, Dein Entgegenkommen über alle Maßen strapaziert.

Am Samstag vor Deiner Paris-Reise, im Verlauf unseres Spaziergangs, währenddessen ich Dir aufmerksam und konzentriert zuhörte, und Du obiges sagtest, e r k a n n t e ich, dass Du mehr brauchst, wünschst, mehr, als ich Dir j e m a l s werde geben können!

Aber m e h r kann ich nicht geben, und d a s ist nicht genug, wie Du selbst zu Recht beklagst, denn es reicht nicht, nicht b i s zu Deinem Wohl, Deiner Seele. Dabei hast Du es verdient, nach all dem, was Du tagtäglich gibst.

Ich hab es versucht, mich wirklich angestrengt.

Ich kann nicht mehr - meine Kraft ist versiegt.

Weil es n i e m a l s reichen wird, - kann das Unsere nicht funktionieren, da es nicht unserem Wohl dient, dem Höchsten, das wurde mir klar, - denn es wird immer Mangel herrschen, der verletzt.

Und diesen Schmerz möchte ich beenden: Abschied.

Das sind meine Beweggründe.

Mit hoher Achtung nehme ich Dein leises Gehen an.

Und möchte, bitte, ebenfalls leise gehen dürfen,

friedvoll und in tiefer Dankbarkeit. D.E.«.

Marc antwortete, kaum eine Stunde später. Es war noch dunkel in dieser Jahreszeit, und die Tage sollten noch dunkler werden:

»Meine Liebste, mein entflogener, entfleuchter Engel, nie habe ich mich beklagt, dass du mir nicht genug gibst. Seit Jahren habe ich dich nicht mehr mit meinen suizidalen Attacken belästigt oder 'drohend' unter Druck gesetzt - weil mir das Unsere, weil Du mir in dieser Hinsicht tatsächlich Linderung meiner Depression und Stabilität geschenkt hast.

Eigentlich ist es nur die Zurückweisung alles dessen, was ich umgekehrt dafür schenken wollte und dir vielleicht auch tatsächlich geben konnte: vom Bekochen über den Sex und den Sport, die Kultur und das Musizieren bis zum Zuhören, Einfühlen, ratend Helfen, Anteilnehmen auch bis zu den (mir so wichtigen) Reisen, dir die Welt zeigen, wie ich sie sah. Das tut sehr weh und war was völlig Neues und Unerwartetes. Darauf war ich nicht vorbereitet.

Deine Aufgaben, wie du sie empfindest, haben sich verschoben, weg von mir, nein: von dem Unseren. Denn da war viel mehr als das Kümmern um eine gefährdete Seele. Ein ganzes Netzwerk gehört da ja dazu: von meinem Vater (und schon meiner Mutter) über die ganze Familie bis zu meinen Söhnen, auch zu Reinhard oder Rese.

Nicht nur, dass du mich verlassen willst, schmerzt so sehr, sondern auch, dass du all die Menschen einfach so wegschnippst, die dich eben auch aufgenommen und angenommen haben in einer Familie, meine Menschen.

Mein Vater zum Beispiel hat dich sehr, sehr lieb gehabt. Und ich hatte - ohne Netz und doppelten Boden - doch eigentlich schon gedacht, dass du da deine Verantwortung empfindest und auch so etwas wie Treue, ihm gegenüber.

Das Ungleichgewicht, dass du mir deine Familie im Wesentlichen vorenthalten hast, wo das dein Doppelleben gefährden konnte, das ist der archimedische Punkt, nicht deine vorgebliche Erschöpfung in der Fürsorge um mich. Das sind Ausreden. Dir das ehrlich klarzumachen, würde ich dir wünschen. Unaufrichtigkeit macht krank. Und nicht nur den, der unaufrichtig ist.

Ich bin so tief verletzt, tief traurig, tief enttäuscht, vor allem weil ich so ganz auf dich und auf das Unsere gesetzt hatte. Aber ich will nicht um mich schlagen. Versprochen. Sei mir nicht böse. Immer noch liebevoll, denn es war wirkliche Liebe. dm«.

Ella antwortete sofort. Sie schrieb:

»Lieber Marc!

Ich nehme Dir das nicht übel, und ich weiß, dass Du verletzt bist... Und ich danke Dir sehr für Dein Versprechen, weiß das hoch zu schätzen. D.E.« .

Wie weit sie schon weg ist! dachte Marc. So weit, wie sie selber es beim Begräbnis ihrer Mutter empfunden hatte, nachdem die jahrelang in einer Art Wachkoma Gelegene, die auf ihre Tochter gewartet zu haben schien, am Morgen des Heiligen Abends in deren Beisein gestorben war. Als alle gegangen waren und sie noch ein paar Momente am offenen Grab standen, hatte Ella Marcs Hand gesucht und ihm zugeflüstert:

»Sie ist ganz woanders, ganz weit weg von allem. Ich spüre überhaupt keine Verbindung mehr.«

Weitere zwei Tage vergingen, bis Marc einen allerletzten Versuch wagen wollte und schrieb:

»Meine Liebste, mein verschwundener, mein entflohener Engel, ich möchte Dich doch fragen, was ich tun könnte, behutsam, dass Du Deinen fatalen Trennungsbeschluss noch einmal überdenkst. Oder hindert Dich Dieter? Seltsamerweise nicht suizidal, aber nur noch am weinen. dm«.

Kurz darauf rief sie an, um in knappen Worten zu sagen, sie brauche jetzt ihre Ruhe und bitte ihn, das zu respektieren. Nach ihrem Abschiedsgruß - »Ich danke dir« - legte sie so eilig auf, dass er nichts mehr entgegen konnte. Stattdessen schrieb er ihr:

»Meine Liebste, ich bitte dich um Verzeihung, dich so lange Jahre belästigt und genötigt zu haben. Meine Wahrnehmung war anders. dm«.

Und da nicht, wie sonst immer üblich gewesen, eine schnelle Antwort kam, setzte er nach einer halben Stunde hinzu:

»Wie kann ein Herz so schnell so gefühllos, rücksichtslos und gnadenlos erkalten und versteinern? Meines wäre vorher in abertausend Teile zerborsten. Hat Dieter dich erpresst? Unter Druck gesetzt? dm« .

Weil der Weißwein wirkte, schickte er ein paar Minuten später zornig einen weiteren Satz hinterher:

»Du zerstörst noch im Nachhinein Alles. Unseres. Das könnte ich auch. dm«.

Es war später Abend geworden, eine Zeit, in der Ella gewöhnlich schon Schlafen gegangen war. Trotzdem rief sie an und sagte:

»Marc, du bist betrunken. So können wir erst recht nicht reden. Aber ich würde dich auch ohne das noch einmal bitten, mich in Ruhe zu lassen. Ich brauche Abstand. Schlaf gut.«

»Du auch«, sagte er und fügte noch an: »Ich respektiere das, was das Telefon angeht. Meine Mails musst du ja nicht lesen.«

Es waren die letzten gesprochenen Worte, die sie wechselten.

Anderntags schrieb er:

»Ja, ich bin auch oft betrunken in diesen Tagen. Das schämt mich nicht.

Ich möchte mich eigentlich auch noch bei deinem Dieter entschuldigen. Wegen deines Lügens, das ich gedeckt habe. Ich habe ihn so oft im Lidl gesehen, wenn er seine Alkoholvorräte auffüllte, Richtung Weißwein, wie ich. Das riecht halt nicht so. Aber rede mir Du bitte nicht von Trunkenheit. dm« .

Am folgenden Tag erst, einem Dienstag, kam spätabends die Antwort von Ella. Sie schrieb, ohne Anrede und ohne Signatur:

»Dieter und ich hatten ein langes offenes Gespräch.

Ich sprach alles an, es gibt keine Heimlichkeiten mehr.

Deine Bitte, Dieter persönlich anzusprechen, hat Dieter abgelehnt, denn er fühlt sich nicht für Dich verantwortlich.

Dieter und ich wollen, dass Du uns und unsere Familie unser Leben leben lässt.«

Inhalt

POLEN.....	1
Die Villa, der Wawel (Krakau, Plaszów).....	1
Robert.....	8
Schatten am Viehwaggon (Auschwitz).....	10
Geständnis.....	15
Das Weiße Haus (Warschau).....	15
Vergewaltigung.....	22
Der letzte Weg (Treblinka).....	23
Sunny.....	31
An baltischer See (Danzig).....	34
Reinhard.....	39
Im dunklen Wald (Wolfsschanze).....	40
Genug.....	44
PARIS.....	47
Von Nike zu Lady Di.....	47
ROM.....	51
Neros Geist.....	59
Mönche und Soldaten (Monte Cassino).....	61
Vulkanisches (Neapel, Pompeji, Sorrent).....	63
PARIS.....	67
Gotik und Islam (Saint-Denis).....	67
Unterm Halbmond (Marokko, Andalusien).....	71
Allerheiligen (Saint-Denis)	72
Autenrieths Tod.....	76
Im Gelass.....	81
Mails.....	86
INHALT.....	91